

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 M. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Der heutigen Nummer liegt für unsere auswärtigen Abonnenten die Nummer 25 des „Illustrirten Sonntagsblatt“ bei.

Abonnements = Einladung.

Mit dem 1. Juni eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

mit der Gratis-Beilage

„Illustrirtes Sonntagsblatt“.

Das „Berliner Volksblatt“ ist das einzige Organ in Berlin, welches für eine wahrhaft freisinnige Sozialreform eintritt. Alle Freunde einer solchen haben deshalb die Pflicht, für die weiteste Verbreitung des Blattes Sorge zu tragen.

Der Leserkreis des „Berliner Volksblatt“ ist zwar erfreulich weit, er reicht aber nicht aus, allein als Organ für die Interessen der arbeitenden Bevölkerung möchte dasselbe einen noch weitläufigeren haben. Das „Berliner Volksblatt“ darf bei keinem Arbeiter und Handwerker, in keiner Fabrik und in keiner Familie fehlen. Der Ruf nach Reformen, nach Besserung unserer wirtschaftlichen Zustände wird um soviel stärker widerhallen, je größer die Zahl der Abonnenten des „Berliner Volksblatt“ sein wird. Und darum suche jeder Leser und Freund des Blattes vereint mit uns dahin zu wirken, daß das „Berliner Volksblatt“ die ihm gebührende Stellung unter der Tagespresse einnimmt.

Die Redaktion wird sich nach wie vor bemühen, den Lesern recht viel Interessantes und Belehrendes zu bieten, und sie wird dazu um so mehr in der Lage sein, je größer der Leserkreis des Blattes sich gestaltet. Eine ganz besondere Sorgfalt wird in Zukunft den kommunalen Angelegenheiten gewidmet werden; die Verhandlungen der Stadtverordneten-Versammlung sowohl, als auch alle sonstigen wichtigen Vorgänge innerhalb der Kommune werden so ausführlich wie möglich im „Berliner Volksblatt“ Aufnahme finden.

„Berliner Volksblatt“

mit der wöchentlichen Gratis-Beilage

„Illustrirtes Sonntagsblatt“ beträgt für Berlin pro Monat 1 Mark 35 Pf., pro Woche 35 Pf.

Bestellungen nehmen sämtliche Spediteure, sowie die Expedition dieser Zeitung, Zimmerstraße 44, entgegen.

Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten die bisher erschienenen Nummern des

„Illustrirtes Sonntagsblatt“

gratis und franco nachgeliefert.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements bis den Monat Juni gegen Zahlung von 1 M. 34 Pf. an die Redaktion und Expedition des „Berliner Volksblatt.“

Feuilleton.

Im Fenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Ach Mama,“ sagte sie plötzlich, „ich glaube doch, daß wir die kleinen Öhringe hätten nehmen sollen — ich möchte sie Dir wenigstens einmal zeigen, damit Du beide mit einander vergleichen kannst.“

„Nun gut, Hetty, dann bringe sie morgen noch einmal mit — das Umtauschen müssen sich die Leute gefallen lassen.“

„Ach, ich springe gleich hinüber,“ sagte Henriette — „es ist ja das zweite Haus von hier, fast neben uns an.“

„Aber, Kind, das hat ja Zeit!“

„Ja, es waren nur noch die drei Paar da, und wenn er indessen eins davon verkauft.“

„Aber Hetty,“ sagte Flora, „einen ganzen Kasten voll hatte er noch außer denen — weißt Du denn nicht, es war ja immer ein halbes Duzend auf einer Karte!“

„Ach, die mein' ich ja gar nicht!“ warf Henriette ängstlich ein. „Du sollst einmal sehen, Mama, wie hübsch sie sind — ich bin gleich wieder da.“

„Aber Kind, bei Nacht und Nebel kannst Du doch nicht allein über die Straße gehen, da nimm wenigstens die Hanna mit — begleite Sie einmal meine Tochter hinüber zum Kaufmann, Hanna!“

„Aber, beste Mama,“ rief Henriette, der jetzt das Weinen näher war als das Lachen, „ich bin ja doch kein kleines Kind, daß ich für zwanzig Schritt einen Schutz haben möchte! Ehe die Hanna nur die Treppe hinunterkommt, bin ich drüben“ — und rief ihren Hut auflegend, wollte sie eben zur Thür hinaus, als es draußen klingelte.

„Sch Sie mal, wer da ist, Hanna!“

Die junge Dame mochte jetzt ebenfalls nicht hinaus, wo vielleicht ein Fremder an der Thür stand. Das Mäd-

Die Braunschweiger Frage.

Der Antrag des Fürsten Bismarck im Bundesrathe, die Regierungen möchten erklären, eine Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig sei unverträglich mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Reiches, wird die vielberufene sogenannte Braunschweiger Frage in ein anderes Stadium bringen. Wir sagen ausdrücklich sogenannte Braunschweiger Frage, weil diese Angelegenheit von gewissen Pressorganen künstlich aufgebaut und ihr eine Bedeutung beigelegt worden ist, die sie genau genommen gar nicht besitzt. Es ist bezeichnend genug, daß in dem Herzogthum Braunschweig eine welfische Partei gar nicht existirt. Wenn ein Welfe es unternahm, bei den Wahlen zum Reichstage aufzutreten, so müßte er sich stets mit einigen hundert Stimmen abgeben lassen. Die Konservativen darf man in diesem Falle mit den eigentlichen Welfen nicht verwechseln.

Thatsache ist allerdings, daß es in Braunschweig eine Gesellschaft von Hoflieferanten, unzufriedenen Beamten und orthodoxen Pastoren giebt, die eine Art von welfischer Agitation betreiben. Aus welchen Gründen Hoflieferanten und ähnliche Elemente dies thun, ist sehr leicht zu begreifen. Allein das sind sehr wenige Leute und solche Anhänger wird ein Präsident immer finden. Man wird sich erinnern, daß eine Zeit nach der Vertreibung des Herzogs Karl und nach seinem verunglückten Versuch, Braunschweig wieder zu erobern, eine ziemlich weitverbreitete Verschwörung entdeckt wurde, die den Zweck hatte, dem Herzog Karl wieder den Thron zu verschaffen. Wenn schon jener Versuch sich wenig mächtig erwies, trotzdem einzelne einflussreiche Personen sich bei demselben betheiligten, so haben die welfischen Agitationen in Braunschweig von heute fast gar keine Bedeutung. Herr Windthorst, der als der „Geschäftsträger“ Cumberland's gilt, weiß dies auch recht wohl. Hätte er eine Bevölkerung hinter sich, so würde er längst im Reichstage Lärm geschlagen haben. Allein die Reichstagswahlen haben gezeigt, wie die politischen Anschauungen der Braunschweiger Bevölkerung beschaffen sind. Der erste der drei Braunschweiger Wahlkreise ist durch einen Sozialdemokraten, der zweite durch einen Nationalliberalen, der dritte durch einen Freisinnigen vertreten.

Die Bevölkerung selbst sieht, wie wir zuverlässig wissen, der sogenannten Braunschweiger Frage ziemlich theilnahmslos gegenüber. Die Braunschweiger Bevölkerung hat sich darum viel weniger bekümmert, als gewisse Korrespondenten der „Norddeutschen Allgemeinen“ und der „Magdeburgerischen Zeitung“, welche die Braunschweiger Zustände in ihrem offiziellen und halb-offiziösen Hohlspiegel vererrt erscheinen ließen. Die Braunschweiger Bevölkerung besteht

gen ging denn auch hinaus, und die Thür blieb indessen halb offen, damit sie hören konnten, wer so spät noch kam. Da vernahmen sie draußen eine bekannte Stimme, die fragte:

„Gnädige Frau und Herr Oberstlieutenant zu Hause?“

„Ja, zu Hause sind wir,“ erwiderte die Hanna; „ich will's gleich drinne sagen — wen hab' ich die Ehre?“ (Die Formel war ihr oft genug einstudirt worden.)

„Graf Rauten.“

„O du mein Himmel,“ rief Flora, die an der Thür gehorcht hatte, indem sie zurücksprang — „und wie sieht es hier aus!“

„Führe den Herrn Grafen nur hinüber.“

„Aber da ist ja Alles stockfinster, Mama.“

Es entwickelte sich jetzt eine jener Familienszenen, wie wir sie häufig bei unerwarteten Besuchen in Häusern erleben können, wo sich ein nur zu dem Zweck bestimmtes Empfangszimmer befindet, das dann auch natürlich nie in Ordnung ist, wenn es einmal plötzlich gebraucht werden soll. Die verschiedensten Vorschläge wurden gemacht: die Lichter anzünden — aber das nahm zu viel Zeit weg; und hier herein — das ging nicht; oder zum Vater hinüber — aber wo war nur der Vater, und weshalb kam er nicht? — und indessen stand Graf Rauten mit der lebenswichtigen Geduld draußen auf dem von einer düstern Lampe erleuchteten Vorfaal und lächelte nur leise vor sich, denn es konnte ihm gar nicht entgehen, welche Bewirrung er angerichtet hatte. Er wäre auch wohl am liebsten wieder fortgegangen, denn er fühlte, daß er in diesem Augenblicke nicht gelegen kam — das ging aber doch auch nicht; endlich schiedte es sich nicht, und dann hätte es die Familie nur noch mehr in Verlegenheit gebracht. Die Zeit, die man ihn da draußen stehen ließ, dauerte aber wirklich ein wenig lange, und der Oberstlieutenant indessen, mit keiner Ahnung, wer da sei und seine Gegenwart verlange, saß in seiner Stube, in seinem Lehnstuhl ausgestreckt, rauchte seine Pfeife und las das offizielle Blatt, das Rhodensburger Journal.

Wer sich aber, als Gegensatz zu diesem Bilde der vollständigen Ruhe und Behaglichkeit, in einer wahrhaft ver-

etwa zur Hälfte aus den in der Landwirtschaft thätigen Schichten; in der übrigen Hälfte bilden die in der Industrie thätigen Schichten die ungeheure Mehrzahl. Bei einem großen Theil der Braunschweiger Bauerschaft ist in Folge besonderer Verhältnisse ein größerer Wohlstand vorhanden, als er heut im Allgemeinen bei der Bauerschaft gewöhnlich ist; diese Leute wünschen keine Veränderung des gegenwärtigen Zustandes. Die Tagelöhner auf den Gütern haben sich zum Theil der sozialistischen Bewegung angeschlossen, die namentlich auch in der Stadt Braunschweig die industriellen Arbeiterkreise ergriffen hat. Das Beamten-thum ist nationalliberal gesinnt. Darnach mag man beurtheilen, wie die sogenannte Braunschweiger Frage von der dortigen Bevölkerung aufgefahrt wird.

Viele sprechen sich dafür aus, es möge die gegenwärtige Regierungsform dauernd gemacht werden. Daß dieser Wunsch erfüllt werden wird, glauben wir nicht, wennschon wir diesen Wunsch sehr berechtigt halten müssen. Gegen ein Aufgehen Braunschweigs in Preußen ist eine sehr starke Opposition vorhanden, die, ohne gerade partikularistisch zu sein, doch das an den jetzigen Zuständen erhalten wissen wollen, dem sie ihren verhältnismäßigen Wohlstand zu verdanken glauben. Und gerade diese Leute werden die jetzige Regierungsform festgehalten wissen wollen.

So liegen die Dinge thatsächlich in Braunschweig, wenn man die dortigen Verhältnisse objektiv und nicht durch die Brille allzu schreibseliger offiziöser Korrespondenten betrachtet.

Politische Uebersicht.

In der letzten Sitzung des Bundesraths gelangten außer dem Polltarif- und dem Börsensteuergesetz, welche wir schon gestern mittheilten, die Zustimmung des Bundesraths fanden, noch die Vorlagen wegen Bildung von Berufsgenossenschaften auf Grund der Unfallversicherungsgesetzes und die allgemeine deutsche Volkszählung im Dec. 1885 zur Berathung. Erstere wurde nach den Anträgen der Ausschüsse genehmigt, während letztere den Ausschüssen überwiesen wurde.

Herr Ludwig Bamberg, der einjährige Sohn von Reichsbevollmächtigten, der Vorkämpfer für Freiheit, für Rühligänger und für die zehnte Waise, den Ruchstiel, ist das veränderte Ausdruckszeichen hinter dem Schmersensschrei des untergehenden Kaiserthums. Rag er politisch vom radikalen 48 er Heilungsredakteur in Lier zum Pariser Börsendemokraten, zum Nationalliberalen, Sezessionsisten und Deutschfreisinnigen sich hindurch gekämpft haben, ein Don Quixote, der nur mit Windmühlen kämpfte, treu ist er immer dem alleinigen Glauben an Adam Smith geblieben. Diesen alten Adam hat er, so oft er auch sonst seine Haut gewechselt, niemals aufgegeben. Wenn wir boshaft wären, stüßten wir aus der

zweifelt Stimmung befand, war seine Tochter Henriette. Sie hatte, gleich wie der Graf gemeldet wurde, ihren Hut abgerissen und würde ihn in der Hand zerstückelt haben, wenn es nicht der „neue“ gewesen wäre. Die kleinen weißen Zähne bis sie dabei fest zusammen, die Lippen preßten sich mit Gewalt übereinander, und sie hätte in dem Augenblicke wirklich Jemanden krachen können, wenn sie nur gleich gewußt hätte wen — vielleicht den Grafen Rauten selber.

Die Situation wuchs ihnen Allen aber über den Kopf; es blieb nichts mehr übrig, als einen entscheidenden Schritt zu thun, und während die Frau Oberstlieutenant Flora zuflüsterte: „Schaff den Kram weg!“ — brach sie jetzt selber aus der Thür hinaus, um den Besuch zu empfangen.

„Ach, mein lieber Herr Graf — wie freundlich von Ihnen.“

„Gnädige Frau,“ sagte der Graf, der jetzt wirklich die Thürlinke schon wieder in der Hand hatte, „ich würde unendlich bedauern, Ihnen zu unpassender Zeit zu kommen; wenn ich nur eine Ahnung hätte, daß.“

„Aber ich bitte Sie, wie können Sie so etwas denken — oh, wollen Sie denn nicht näher treten?“ (Der Graf stand hier in den letzten zehn Minuten in der alleinigen Absicht.) „Hanna, rufen Sie doch meinen Mann! — Wir sind ganz unter uns, Herr Graf; Sie finden uns freilich ein wenig derangirt.“

„Aber ich hoffe doch nicht meinethwegen?“

„Oh, gewiß nicht,“ rief die Frau Oberstlieutenant, die in dem Augenblicke ganz den eigentlichen Trauerfall vergaß, an den sie überhaupt nur wenig dachte — „die Kinder waren gerade dabei, einige Toilettegegenstände auszusuchen; aber wollen Sie nicht näher treten?“

Aus seiner Stube heraus kam der Oberstlieutenant geschossen:

„Ach, mein lieber Herr Graf, was machen Sie — bitte, kommen Sie mit herein! Wie geht's Ihnen?“

„Mein lieber Herr Oberstlieutenant,“ sagte Graf Rauten, der jetzt natürlich mit in die Stube trat, wo Henriette und Flora wenigstens nothdürftig den Tisch ab-

einmal die Mehrheit in der Kommission finden können. Im Senat wurde mit 129 gegen 121 Stimmen ein Amendement angenommen, welches die Berechnung der Bevölkerungsziffer, die der nach dem Vorkauf in jedem Departement zu wählenden Deputiertenzahl zu Grunde zu legen, die Ausländer in Abzug bringt. Der Ministerpräsident Brisson hatte sich gegen das Amendement ausgesprochen.

Dänemark.

In ganz Dänemark finden jetzt — wie der „Voss. Zeit.“ schreiben wird — fast täglich von den Führern der oppositionellen Partei veranstaltete Volksversammlungen statt, in welchen sich die Erbitterung gegen das Estrop'sche Regiment auf die unabweislichste Weise zu erkennen giebt. In Kopenhagen bei Næstved auf Seeland, das jetzt einer der größten Sammelpunkte der seeländischen Demokratie geworden ist, waren zu einer am Sonntag abgehaltenen Wählerversammlung gegen 5000 Personen erschienen. Die von den Abgeordneten Folketingpräsident Berg, Alberti, Veth und anderen gehaltenen Ansprachen fanden die lebhafteste Zustimmung der Versammlung. Abg. Alberti erinnerte daran, daß es gerade der Geburtstag der norwegischen Verfassung ist, während 34 Jahren habe die norwegische Demokratie unter Soerdrup's Leitung für die Verwirklichung des Grundprinzips der norwegischen Verfassung, den Parlamentarismus gekämpft. Norwegen müsse dem dänischen Volke ein leuchtendes Beispiel sein, nur durch stete Ausdauer lasse sich etwas erringen. Präsident Berg forderte dringend zur engen Vereinigung aller demokratischen Kräfte auf. Häufig wurden die Redner mit dem von der ganzen Versammlung wiederholten Ruf: „Nieder mit Estrop!“ unterbrochen und zum ersten Male auf Seeland wurde auf die Republik ein Ruf ausgebracht. Ein Beweis, sagt die „N. Næstved Tid.“ wie tief die Estrop'sche Politik die monarchische Regierung untergräbt. Nach demselben Blatte war den in Kopenhagen stationierten Dragonern natürlich die Theilnahme an der Versammlung unterzagt, aber am Abend, als viele Hunderte Wagen mit Theilnehmern durch Næstved fuhren, wurden sie am Wege zur Stadt von den zahlreich versammelten Dragonern mit dem Ruf: „Nieder mit Estrop!“ empfangen. — Eine gleichfalls am Sonntag abgehaltene Wählerversammlung in Horsens in Jütland, welche gegen 2500 Theilnehmer zählte, sandte telegraphisch ein Mißtrauensvotum an Estrop's Präsident Estrop. — Nachdem die Regierung die drohenden Gefahren vorläufig besichtigt hat, scheint sie auch jetzt gegen die lästige Presse vorgehen zu wollen; die Verleumdung „Reineidliche Verfassungsverbrecher“ zc. will den Redaktionen nicht mehr behagen. Am Montag früh erschienen plötzlich ein aus Kopenhagen entlassener Kriminalgerichts-Assessor Begleitung seines Protokollführers und eines Konstablers bei dem Redakteur der „Sørø Folkeblad“, Frederik Martin in Kopenhagen, und unterwarf ihn nebst seinem Redaktionssekretär einem siebenstündigen Verhör, nach dessen Beendigung beide verhaftet wurden. Am Nachmittag reiste der Kriminalassessor nach Ringsted, um hier den Redakteur von „Ringsted Tidende“ in Verhör zu nehmen. Wie verlautet, soll dieser Kriminalassessor Namens Sylow auf Seeland als fliegender Untersuchungsrichter fungiren.

Amerika.

Die Grandjury des Bundesgerichts in Topeka, Kansas, hat auf Betreiben des Generalanwalts der Ver. Staaten eine Anzahl der sogenannten „Oklahoma Boomers“, die der Ansiedler, welche sich widerrechtlich im Oklahoma-gebiet im Indianer-Territorium niedergelassen und mit Gewalt daraus vertrieben worden waren, in Anklagezustand versetzt und zwar wegen Verschwörung gegen die Autorität und die Gesetze der Vereinigten Staaten. Der Grandjury lagte ist Kapitän Cough, der Anführer der Anwohner. Die neue Administration hatte die sich zu einem neuen Einfall in das Oklahoma-gebiet vorbereitenden Ansiedler gewarnt, ihren Posten zur Ausführung zu bringen, so lange kein neuer Vertrag, welcher die Bestimmung des in Rede stehenden Territoriums gestatte, mit den betreffenden Indianern abgeschlossen worden sei. Die Ansiedler beachteten diese Warnung jedoch nicht, als sie ihr Lager bei Arlanas City, in der Nähe des Oklahoma-Gebiets nicht verlassen und eine aufreizende Haltung gegen die Regierung annahmen. Seit dem Beginn der Grandjury scheinen die „Boomers“ Angst bekommen zu haben, denn sie haben ihr Lager verlassen und sich nach der 34 Meilen von Arlanas City entfernten Ortschaft Caldwell zurückgezogen, wo sie den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten entschlossen sind. Das scharfe Vorgehen der neuen Administration gegen diese kleinen Kolonisten ist infolgedessen unangenehm, da dieselbe den großen Viehherdenbesitzern, welche umfangreiche Weidplätze in Oklahoma mit Beschlag belegt haben, gestattet, das von ihnen okkupirte Terrain zu behalten, während die Letzteren, wenn sie auch behaupten, die betreffenden Länder von den Indianern gepachtet zu haben, dazu wenig ein Recht haben wie die kleinen Ansiedler. — Das ist ganz einfach, denn in Amerika gilt mehr noch als

anderwo der Grundsatz: „Die kleinen Diebe hängt man und die großen läßt man laufen.“

Kommunales.

Kommunalbeamte als Apostel der Deutsch-Freisinnigen. Es ist eine jedem aufmerksamen Beobachter in die Augen fallende Thatsache, daß die Hauptstütze der Majorität unserer heutigen Stadtverordnetenversammlung nicht den aber ganz Berlin verbreiteten fortschrittlichen oder, wie sie sich jetzt nennen, „deutsch-freisinnigen“ Bezirksvereinen das große Heer der unbesoldeten Kommunalbeamten bildet. Die Stadtverordnetenwahl im Jahre 1883 hat es zur Genüge bewiesen, als wie eifrige Agitatoren für die durch das Anstürmen der Arbeiter- und auch der „Bürgerpartei“ gefährdeten Mandate der „aufgelösten“ Stadtverordnetenversammlung sich ein großer Theil der unbesoldeten Kommunalbeamten erwieb. Wie sehr waren so viele der Herren Bezirksvorsteher und sonstigen Beamten bemüht, den Wählern ihres Bezirks die segensreiche Thätigkeit ihrer damaligen Vertreter im Berliner Rathhause vor Augen zu führen, mit welchem Erfolge, hat ja der Ausfall der Wahl gezeigt. — So mancher der damaligen Stadtväter hat seinen kurlischen Sessel verlassen und seine ihm so sehr, sehr lieb gewordene goldene Amtskette zurückgeben müssen. Wie mancher „Stadtmutter“ mögen dabei vor Schmerz Thränen im Auge gegläntzt haben, als ihr Gemahl diese Kleinod verlor, auf welches die Mitbürger mit so großer Bewunderung blickten. Erklärte doch im Jahre 1883 ein Stadtverordneter, als die Auflösung der damaligen Stadtverordnetenversammlung von der Königl. Regierung verfügt war: er bestreite, daß die Regierung nach den gesetzlichen Bestimmungen dazu befugt sei und würde sich weigern, seine Amtskette vor Ablauf seiner sechs-jährigen Wahlperiode zurückzuliefern. Nun, der Herr ist nicht wieder gewählt worden und — hat seine Drohung nicht zur Ausführung gebracht. — Auch im Herbst dieses Jahres werden ja wieder die Neuwahlen für ein Drittel der jetzigen Stadtverordneten erfolgen, auch da werden wieder viele der Herren Kommunalbeamten eifrig für die Wiederwahl der zu den drei Fraktionen Stadt, Rärten und Salge gehörenden Stadtväter agitiren, haben sie doch ihr eigenes Amt, diesen, die „große Majorität“ bildenden Fraktionen zu verdanken. — Wie oft hat es die deutsch-freisinnige Partei im Reichstage der Regierung schon zum Vorwurf gemacht, daß sie den Staatsbeamten, welche sich an der Agitation für die konservativen Parteien bei den politischen Wahlen oft so hervorragend betheiligen, kein energisches Halt gebiete. Dort allerdings agitiren die Beamten nicht für deutsch-freisinnige Kandidaten, daher der Unwille, hier aber, in Berlin da freut man sich im deutsch-freisinnigen Lager ob der Emsigkeit der agitirenden und so eifrig für die Interessen der — Kommune arbeitenden Kommunalbeamten.

Wie wenig man bei Ernennung dieser Beamten, — ob abschätzend oder unabsichtlich, wollen wir heute nicht untersuchen — diejenigen Bürger berücksichtigt, welche in politischer Hinsicht anders denken, das haben sowohl die Mitglieder der Arbeiter- wie auch die der Bürgerpartei des Deister erfahren, doch davon ein andermal. — Auch jetzt sind wieder einige Bürger, welche nicht zur deutsch-freisinnigen Partei gehören, zu Kommunalämtern in Vorschlag gebracht worden. Ob mit bestem Erfolg, als bei früheren Gelegenheiten, wird sich ja zeigen.

Lokales.

Die Arbeiten an dem Kolossalbau des neuen Reichstagsgebäudes am Königsplatz sind jetzt bereits so weit gediehen, daß man, namentlich der Sachverständige, aus den fertiggestellten Fundamentmauern die einstige Gestaltung der Räume des Baues erkennen kann. Auf der nach dem Brandenburger Thore zu belegenen Seite ist der Bau am weitesten vorgeschritten, denn hier werden bereits auf die Fundamentbegrenzungen große Granitblöcke gesetzt, welche die Unterlage für die Verblendung des Untergeschosses des Reichstagsgebäudes bilden werden, wie solche etwas seitlich nach dem Königsplatz durch das aus Gyps aufgeführte Projekt veranschaulicht wird. Das Untergeschoss wird die Räume für die Stenographen, die mit dem Augenwecker beschäftigten Theile des Bureaus und das Archiv, Dienstwohnungen für den Hausinspektor und zwei Kammerdiener, Wachtäume für Polizei und Feuerweh, Wartezimmer für das Publikum und die Wirtschaftsräume der Restauration enthalten. Nach den Anschlägen soll in diesem Jahre das halbe Untergeschoss fertiggestellt werden; im nächsten Jahre will man abdamn dasselbe vollenden und außerdem den größten Theil des Hauptgeschosses herstellen. Bei dem großen Fleiß, welcher bei dem Bau verwendet wird und der anhaltend günstigen Witterung ist auch ein wirksames Fortschreiten zu erwarten.

Die Kapitalistenkreise wenden sich jetzt durch Eingaben an die einzelnen Landesregierungen gegen die Einführung der Sonntagsruhe und des Maximalarbeitstages und gegen die Beschränkung der Frauen- und Kinder-

arbeit, damit in der nächsten Reichstagsession kein derartiges Gesetz zu Stande kommen soll. So hat die Handels- und Gewerbelammer zu Jittau dahin zielende Beschlüsse gefaßt und sie an die sächsische Staatsregierung gesandt. Hören wir, was die Kapitalistenammer zu ihrer Entscheidung anführt, damit sie nicht allzu arbeiterfeindlich erachtet: „Jede die Erweiterung des Arbeiterschutzes bezweckende Maßregel muß an sich von der Industrie freudig begrüßt werden; denn die hierbei in Frage kommenden Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer stehen sich nicht entgegen, sondern sind gemeinsame. Der Umstand, daß der Industrie durch solche Maßregeln Fesseln und Lasten auferlegt werden, ist nur dann und insoweit berücksichtigendwerth, als dadurch die Konkurrenzfähigkeit mit dem Auslande in Frage gestellt und für den Unternehmer ein Mißverhältnis zwischen Risiko und Prosperität seines Betriebes geschaffen wird. In beiden Fällen muß eine Verminderung der Beschäftigung und eine Schwächung des Lohnes der Arbeiter die Folge sein. Jede Maßregelung des Arbeiterschutzes verfehlt aber ihren Zweck in das Gegentheil, wenn sie auf Kosten des Lohnes der Arbeiter ins Leben gerufen wird; denn das Wohl des Arbeiters in sanitärer, wie in ethischer Beziehung ist in erster Linie bedingt durch seine materielle Lage. In Berücksichtigung der genannten Momente, neben welchen anderer, weniger praktischer als ideeller, an dieser Stelle nicht Erwähnung zu geschehen braucht, ist a. die Einführung eines Maximal- oder Normalarbeitstages, b. das Verbot der Sonntagsarbeit als schädlich zu betrachten, während c. Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit bis zu einem gewissen Grade ausführbar und wünschenswerth erscheint. Bei der Wannigfaltigkeit der hierbei in Betracht kommenden Interessen, der Empfindlichkeit des dem gesetzgeberischen Vorgehen etwa zu unterliegenden Gebietes sind aber auch hierbei vor Ergründung jeder dieser Maßnahmen und Anordnung gründlichste Erörterungen unbedingt geboten.“ — Prüfen, nichts als Prüfen! Der Maximalarbeitstag wird nicht auf Kosten der Arbeiter eingeführt, sondern auf Kosten der Unternehmer, ebenso die Sonntagsruhe — das weiß die Handelsammer zu Jittau sehr gut, deshalb dreht sie den Spieß um. In sanitärer und ethischer Beziehung ist die Verkürzung der Arbeitszeit und die Sonntagsruhe von großer Bedeutung, da in ihr durch die Abminderung der Regelung der Produktionsweise eine Hebung der materiellen Lage des Arbeiterstandes liegt. Somit ist es keiner Schwärze, wenn die Jittauer Kammer die Sache gerade in ihr Gegentheil zu drehen versucht. Die Arbeiter aber mögen ebenso eifrig für das Zustandekommen des Arbeiterschutzes agitiren, wie ihre Gegner gegen das Zustandekommen desselben sich ins Zeug legen.

r. Die in Aussicht stehenden Erhebungen über die Lohnverhältnisse der Wäschenherinnen, welche der Reichstag noch bei der dritten Lesung der Militär-Novelle beschließen hat, und zwar aus Anlaß der Beratungen über den Post- und Röhfadennachschuß sehr leicht und zugleich sehr zweckmäßig noch auf einen weiteren, nicht minder wichtigen Punkt ausgedehnt werden. Bei den amtlichen Erhebungen in Gemäßheit der erwähnten Reichstags-Resolution wird es sich zunächst darum handeln, festzustellen, ob und in welcher Form die Arbeiterinnen verpflichtet werden sind, als Nähhäfen für einen gewissen Preis von dem Arbeitgeber zu entnehmen, und die Behörden werden dann weiter zu prüfen haben, ob in solchen Abkommen eine Umgehung des in unserer Gewerbeordnung enthaltenen Verbots des Trudsystems enthalten ist. — Mit diesen Erhebungen könnten sehr zweckmäßig und ohne daß die Kosten des Verfahrens dadurch wesentlich erhöht werden dürften, ähnliche Ermittlungen über den Unterschied der Lohnverhältnisse solcher Arbeiterinnen, die in freien Krankenkassen, und solcher Arbeiterinnen, die in Zwangskassen aufgenommen sind, angestellt werden, denn mit jedem Tage stellt sich deutlicher heraus, daß der vom Gesetzgeber bestimmte Modus, wonach der Prinzipal einen Theil des Beitrages zur Zwangskasse tragen soll, umgangen wird, und zwar durch eine Verschiebung in der Normirung des Stücklohns, bei der die Mitglieder der Zwangskasse nicht nur um den vom Arbeitgeber zu zahlenden Beitrag, sondern weit über diesen hinaus geschädigt werden. Besonders die Konfektions- Arbeiterinnen müssen sich hier, je nachdem sie einer freien oder Zwangskasse angehören, eine Verschiedenheit bei der Lohnvereinbarung gefallen lassen, die nicht selten das Dreifache des Kassendeckungs erreicht. Liegt nun auch einerseits in diesem Verfahren die beste Agitation zum Eintritt in die freien Kassen, der wir durchaus nicht abgeneigt sind, so ist doch andererseits die Verleitung des Krankenkassen-Gesetzes und die Schädigung der Arbeiterinnen eine so flagrante, daß wir auf amtliche Ermittlungen über diesen Punkt um so mehr hinweisen möchten, als dieselben formell durchaus in dem Rahmen der vorerwähnten Reichstags-Resolution hineinpassen würden.

g. Die Besitzer der an öffentlichen Wasserkräften gelegenen Ländereien verursachen den Schiffen nicht selten dadurch Schwierigkeiten bei Ausübung ihres schweren Berufs, daß sie ihnen die Benutzung der Leinpfade (Treidelsege) untersagen. Demgegenüber ist nun vor Kurzem von behördlicher

„als er vielleicht das Geräusch gehört, in den Garten geflüchtet und dort Schutz gesucht habe — in dieser Hinsicht aber immer noch ein schwieriges Stück Arbeit. Nur in einer der Lauben konnte er fliehen, und Herr Semmlin begann auch ohne Weiteres die Visitation, die nicht lange ohne Erfolg bleiben sollte. Schon in der zweiten Laube — die erste gehörte zu Herrn Semmlin's Garten — bewegte sich eine Gestalt. „Halt, oder ich schieße!“ rief der Hofapotheker und schickte seinen Pflasterstreicher vor. „Herr Semmlin“, sagte aber als Antwort eine halb unterdrückte Stimme, ohne deshalb besondere Furcht zu verzeihen — „auf ein Wort!“ „Auf ein Wort?“ rief der Hausbesitzer mißtrauisch. „Wer sind Sie und was machen Sie hier?“ „Bitte, kommen Sie 'mal herein!“ „Daß ich meinswegen ein Fesl wäre!“ sagte Herr Semmlin. „Für wie dumm halten Sie mich eigentlich? Kommen Sie heraus, oder ich rufe die Polizei!“ „Thun Sie mir den einzigen Gefallen und machen Sie keinen Skandal“, sagte der Ertrappe wieder, der sich aber noch immer im Schatten hielt — „ich bin ein Bekannter von Ihnen und kein Dieb — ich will Ihnen Alles erklären; hören Sie mich nur ruhig an und schicken Sie die Leute fort.“ „Das wollen wir denn doch vor der Hand bleiben lassen“, sagte der Apotheker, welcher der Sache noch immer nicht recht traute, aber auch keine besondere Furcht mehr verspürte. Es schien nur ein einzelner Mensch, und fort hätte er doch nicht gekonnt, wenn er ihn selber auch über den Haufen rannte. „Und kein Dieb“, sagte der Erwischte — also vielleicht eine Liebesintrigue? Nun, das wollte er bald herauskommen und jedenfalls klar in der Sache sein. Er mußte wissen, was in seinem eigenen Hause vorging, und solche „Duschenscheleien“, wie er es nannte, pöckeln ihm überhaupt nicht. Herr Semmlin hielt den Pflasterstreicher, den er mitgenommen, noch immer fest in der Hand und überlegte sich rasch, wie er hier am besten handeln könne. Eine Liebesintrigue war möglich, er hatte die Anzahl junger Damen im Hause — aber die gnädigen

Fräulein von Klingensbruch — das war nicht denkbar. Also vielleicht — hm — mit irgend welchem Diensthofen; jedenfalls schien ihm die Sache ganz ungefährlich. Er winkte aber doch seinen Oberprovisor heran, um etwas dicht bei der Hand zu bleiben, und dann, den Pflasterstreicher etwas vorgehalten, trat er in das Dunkel der Laube hinein. „Und wen haben wir hier?“ sagte er, als er sich unmittelbar vor der dunkeln Gestalt sah, „wenn ich bitten darf.“ „Mein lieber Herr Hofapotheker“, flüsterte die Stimme, „ich bitte Sie recht freundlich, Ihre Leute fortzuschicken. Seien Sie versichert, daß Ihr Eigenthum in keiner Gefahr ist, ich habe nicht die geringsten Absichten darauf.“ „Schön“, sagte Herr Semmlin, „aber dann muß ich doch meinswegen erst wissen, mit wem ich es hier zu thun habe, denn in der Stockdunkelheit kann man kein Gesicht erkennen.“ „Ich bin Offizier.“ „Rann sein, aber auch nicht; wenn ich nicht den Namen höre und die Stimme erkenne, mach' ich, hol mich der Teufel! meinswegen Skandal, und dann wollen wir schon seh'n, wer da drinnen steckt — Offizier kann Jeder im Dunkeln sein!“ „Aber, bester Herr Hofapotheker.“ „Na, wenn Sie nicht wollen — Herr Müller, bitte, kommen Sie einmal.“ „Lassen Sie — Sie kennen mich ja — ich heiße von Wöhfen — Lieutenant von Wöhfen.“ „Ah, seh'n Sie 'mal an“, sagte Herr Semmlin — „ist mir ja recht angenehm, den Herrn Lieutenant.“ „Bitte, schicken Sie die Leute fort.“ „Na, Herr Müller, es ist Alles in Ordnung, Sie können wieder hingehen — und behalten Sie den Jungen drinne, nehmen Sie Behrens gleich mit, und der Johann soll die Hofstür wieder aufschließen und gleich wieder an seine Arbeit gehen — das Pflaster wird so schon ganz kalt geworden sein.“ „So, Herr Lieutenant“, sagte er dann, aber noch immer mit unterdrückter Stimme hinzu, „die Luft ist wieder rein; wenn Sie mich aber los

werden wollen, so müssen Sie mir meinswegen sagen, auf wen Sie hier gepaßt haben, denn dies hier ist mein Haus — ich bin meinswegen nur ein einfacher, schlichter Bürger, aber ich bulde doch solche Geschichten nicht und muß wenigstens wissen, wie ich hier stehe.“ „Aber, bester Herr Hofapotheker“, sagte Lieutenant von Wöhfen, „Sie können doch nicht von mir verlangen, daß ich indiskret genug wäre.“ „Mein lieber Herr Lieutenant“, sagte der Apotheker, „das hilft mir Alles nichts und Ihnen auch nicht. Ich muß wissen, auf wen in meinem Hause Sie hier gewartet haben. Schockschwerenoth, ich habe meinswegen auch eine Tochter, und das wäre mir ein verfluchter Spaß!“ „Beruhigen Sie sich darüber, Herr Semmlin, ich habe gar nicht die Ehre, Ihr Fräulein Tochter zu kennen.“ „Ist mir sehr angenehm“, sagte Herr Semmlin; „also wen sonst?“ „Ich darf Niemanden kompromittiren.“ „Das sollen Sie auch nicht. Ich gebe Ihnen mein Bürgerwort, daß kein Mensch von mir eine Silbe erfährt. Ich aber muß es wissen.“ „Sie versprechen mir das?“ „Ich habe Ihnen mein Wort gegeben.“ „Gut denn, ich will Ihnen glauben — die hübsche Näherin, die bei Ihnen im Hause wohnt.“ „So — ah, seh'n Sie 'mal an“, sagte Herr Semmlin — „na, meinswegen muß mir die Person morgen aus dem Hause.“ „Aber, bester Herr Hofapotheker, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich das junge Mädchen in allen Ehren kenne — sie ist brav und unbescholten.“ „Danke Ihnen“, sagte Herr Semmlin — „meinen Sie, wenn sie zu einem Offizier hinunter in den Garten läuft!“ „Es soll nie wieder geschehen — aber bitte, kändigen Sie dem armen Mädchen nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Seite darauf hingewiesen worden, daß § 98, Ztl. I, Ztl. 8 sowie § 57, Ztl. II, Ztl. 15 A. L. R. die Eigentümer der Ufer öffentlicher Flüsse dem Schiffabenden nicht wehren können, sich des Reinspades zu bedienen, vielmehr verpflichtet sind, den zur Einrichtung des Reinspades erforderlichen Theil des Ufers herzugeben, ohne dafür vom Staate Entschädigung zu verlangen. Die Polizeibehörden sind angewiesen, die Instandhaltung der Flußufer insofern, als dieselben zu Brücken des Verkehrs erhalten werden müssen, event. im Zwangswege durchzuführen.

g. Der Wasserverbrauch der Berliner Feuerwehre beschränkte sich im vorigen Jahre auf 4 362 053 Liter, gegen 6 196 464 Liter im Vorjahre. Der größte Verbrauch fand bei dem Brande in der Fennstraße 21 statt, woselbst 1 247 633 Liter benützt wurden. Der Monat Juni weist einen Verbrauch von 1 449 631, die höchste Zahl, der Monat Mai 26 784 Liter, die niedrigste Zahl. Im Durchschnitt bedurfte es zur Löschung eines Feuers 36 656 Liter.

Es giebt zweierlei Publikum. Einen recht heiteren Eindruck hat in weiteren Kreisen der hauptsächlich den Besorgung der Wollwäcker der Annonse der Herren Bippau u. Co., der Inhaber des Unten den Linden 13 neu eröffneten „Linden-Café“, hervorgerufen. Es heißt in dieser Annonse in dem Stile der „guten alten Zeit“: „Dem hohen Adel und einem geehrten Publikum der Residenz beehren wir uns hierdurch u. f. w. Die Zeit ist denn doch vorüber, wo gewerbliche Unternehmungen zweierlei Publikum, das adlige und das nicht adlige, kannten. Am wenigsten möchte eine solche Unterscheidung für das Publikum eines derartigen Lokals gestattet sein.“

Die „Nordde. Allg. Ztg.“ schreibt offiziös: In jüngster Zeit sind wiederum Gerüchte über die angeblich bedeutende, noch zu erhebende Hinterlassenschaft eines aus Deutschland gebürtigen und in englischen Diensten im Jahre 1800 verstorbenen Generals Köhler aufgetaucht; bei dem nicht seltenen Vorkommen dieses Namens haben sich auch bereits Erbschaften mit ihren Ansprüchen auf diese Erbschaft gemeldet. Es erscheint deshalb angemessen, darauf hinzuweisen, daß die schon vor einer Reihe von Jahren angestellten Nachforschungen ergeben haben, daß Anfang der sechziger Jahre der Gesamtnachlaß des genannten Generals von rund 16 000 Pfund — ein Betrag, der im Vergleich zu den fabelhaften Summen, welche als Bestand der Köhler'schen Erbschaft angegeben wurden, geringfügig erscheint — in London auf gerichtlichem Wege zur Auszahlung an die Erbschaftsberechtigten gelangt ist, und daß die ganze Angelegenheit somit ihre Erledigung gefunden hat. Es dürfte daher gerathen sein, alle Angebote, welche auf eine erfolgreiche Geltendmachung etwaiger Erbschaften an diese Hinterlassenschaft Hoffnung erwecken, von vornherein zurückzuweisen, da nach Lage der Sache alle diesbezüglichen Bemühungen zwecklos und aussichtslos sind.

r. Ein „echter Nathenower“ Brillenhändler, wenigstens nannte er sich so, machte am Donnerstag mit seinen Augenwaffen die Gegend am Griliter Bahnhof unsicher, wo er mit seiner Waare haufen ging und die bei den Leuten in einer Weise antrieb, daß man sich in irgend ein friedliches Dörchen im fernen Osten versetzt meinen konnte. Der Späherblick des Alten entdeckte an jedem Auge eine beginnende Entzündung, oder eine andere, einseitigen noch versteckt liegende Krankheit, die nur durch den Ankauf einer Brille beseitigt werden konnte. Die Vorträge des Alten über Augenheilkunde, die er meist im Kreise weiblicher Zuhörer hielt, waren stellenweise geradezu herabstehend, und wer weiß, ob der wandernde Optikus nicht am Ende eine gläubige, zahlreiche und lauslustige Zuhörerschaft gefunden hätte, wenn er sich nicht auch in einige der dortigen Restaurants gewagt und hier Belehrungen über Augenkrankheiten und die Anpreisung seiner Brillen wiederholt hätte; hier fand er nicht nur sein gläubiges Publikum, sondern es nahte ihm auch sein Verhängnis in Gestalt eines Schutzmanns, dessen amtliche Reue nach dem Hausgewerbeschein der augensündige Händler nicht befriedigen konnte und deshalb einer Einladung zur Wache Folge leisten mußte. — Für das Auge des Gesetzes scheint also der Alte eine passende Brille nicht zu besitzen.

t. Die Festwoche, wie man gemeinhin die Woche vor Eintritt eines Festes, wie das bevorstehende, zu nennen pflegt, die sich im Allgemeinen durch einen stilleren Geschäftsgang und weniger regen gesellschaftlichen Verkehr auszeichnet, pflegt, ist gerade für die seit einigen Jahren mit wie die Pilze aus der Erde hervorgewachsenen Wäsche- und Blätt-Anstalten eine Woche der größten Arbeit und des flottesten Verkehrs. Es sind diese Anstalten auch eines jener charakteristischen Merkmale unserer Zeit, welche gewissermaßen als Gradmesser der Zivilisation zu erachten sind und gleichzeitig den Unterschied von „Sonst“ und „Jetzt“ klar vor Augen führen. Wenn auch nicht anzu nehmen ist, daß sich der Sinn der Sauberkeit gesteigert haben sollte, so hat sich doch der Geschmack entschieden verfeinert und die Wäsche, wie sie ehemals die Kunst der Hausfrau in tadelloser Weise herzustellen vermochte, genügt den heutigen Anforderungen und Ansprüchen nicht mehr. Heute muß, zum mindesten die Lebewäsche, jenen Glanz und jene blendende Weiße haben, wie sie ihr, aller Glanzstücke und sonstiger Präparate zum Trost, eben nur die „Blätterin auf neu“ zu geben vermag. Das Blätten im Hause ist daher fast vollständig aus der Mode gekommen, die Wäsche wird höchstens im Hause gewaschen und wandert dann in die Blätt-Anstalt, um dort salonsfähig gemacht zu werden. Es ist diese Handlungsweise nicht etwa aus die Bequemlichkeit unserer Hausfrauen zurückzuführen, sondern einfach dadurch zu erklären, daß die Blätt-Anstalten thatsächlich billiger und besser arbeiten, als es im eigenen Hausstande möglich ist, wozu die großartige Konkurrenz das Ihrige thut. Wird also schon im alltäglichen Leben auf den „äußeren Menschen“ viel Sorgfalt verwendet, so ist dies gelegentlich eines Festes in noch weit höherem Maße der Fall und am höchsten zu Pfingsten, wo, der Witterung angemessen, Alles „Blättern“ erscheinen will. Die Blätt-Anstalten haben daher thatsächlich alle Hände voll zu thun; bis in die späteste Nachstunde hinein sehen wir die „Blättmädchen“ die Wägelchen handhaben, um die Berge von Wäsche zu bewältigen, die alle unter das Eisen müssen. Es ist ein schmerzliches Bild Arbeit, das die Blättmädchen verrichten, und im Schweiß ihres Angesichts müssen sie ihr Brot essen. Doch trotz der harten Arbeit und des langen Arbeitspensums geht ihnen der Humor nicht verloren, Richern und Lachen und muntere Scherze verdrängen alle Sorgen und Grillen und in die stille Nacht hinaus tönt der melodische Chorgesang, den einsamen Wanderer strenghaft besauernd und beherrschend. Möge den wackeren Streiterinnen für Weisheit und Reinheit, für ihre mühevollen Thätigkeit auch der wohlverdiente Lohn werden und die Feiertage ihnen die Ruhe und Erholung bringen, deren sie so sehr bedürfen und wahre Festfreude sie stärken und ihrem Dasein einen Glanz verleihen, wie sie mit kunstgeübter Hand zu Aller Stolz und Freude der Wäsche ihr verliehen haben.

u. Der für gemeingefährlich geisteskrank erklärte Singer ist vorgestern nach seinem Heimathort Ruffe von einem Anverwandten, der zu diesem Zwecke hierhergekommen, gebracht worden, woselbst er von seinen Angehörigen wohl einer Irrenanstalt übergeben werden wird.

R. Schwere Verletzungen erlitt vorgestern der in der Kurze Straße wohnende Rottzieger B., als er einem Kriminalbeamten bei der Sichtung eines Strohlochs in der Georgenkirchstraße behilflich sein wollte. B. fiel hierbei so unglücklich mit dem Gesicht auf das Straßengestühl, daß er sich sofort in ärztliche Behandlung begeben mußte.

a. Ausgesetztes Kind. Im Thiergarten in der Nähe der Neufeld-Insel wurde am 20. d. M. gegen Abend ein etwa 14 Tage altes Kind männlichen Geschlechts, bekleidet mit einem

weißen Hemdchen und Händchen, in ein Stück reiner grauwollener Frauenhose gewickelt, an der Erde liegend von einem Handelsmann lebend aufgefunden. Die Wäsche, womit das Kind bekleidet war, sind neu und ohne ein Zeichen. Die nach der Mutter des Kindes angestellten polizeilichen Recherchen sind bis jetzt leider erfolglos geblieben. Das Kind ist zunächst nach dem Waisenhause gebracht.

a. Ueber einen Raubfall in der Behrenstraße in der Nacht zum 2. oder 3. d. M., gegen eine noch nicht ermittelte Person haben wir vor Kurzem berichtet, mit der Angabe, daß die Thäter, ein Blumenhändler und zwei Handelsleute, bei Gelegenheit des Verkaufs der von ihnen geraubten Gegenstände, ermittelt und verhaftet worden sind. Der Verhaftete ist nunmehr in Folge unserer Mittheilung gleichfalls ermittelt. Derselbe, ein Kellner, war bis Ende des vorigen Monats im Cirkohotel in Stellung und hat sich zwei Tage nach dem erwähnten Raubfall nach London begeben, um dort eine ihm übertragene Stelle anzunehmen. Er war in der gedachten Nacht auf dem Heimwege begriffen als er von den Strolchen verfolgt und überfallen wurde. Es wurden ihm hierbei seine Kleider fast vollständig zerissen und mehrere nicht unbedenkliche Kopfverletzungen beigebracht, welche ihn nöthigten seine Reise um einen Tag zu verschieben. Um nicht länger in Berlin aufgehalten zu werden, nahm er Abstand, den rauberischen Ueberfall zur Anzeige zu bringen. Sein hier lebender Bruder hat nunmehr die Anzeige gemacht und die beschlagnahmten, den Räubern abgenommenen Gegenstände — Rock und Kette — als das Eigenthum seines Bruders reklamiert.

belle Alliance Theater. Das prächtige Lustspiel „Das Penkionskind“ von Keller und Brentano, welches allabendlich sein Auditorium in heiterster Laune erhält, bleibt während der Feiertagswoche unangetastet auf dem Repertoire. Morgen findet in dem elegant renovirten Sommergarten daselbst das erste diesjährige Doppel-Konzert statt. Dasselbe wird an allen drei Feiertagen von dem rühmlichst bekannten Musikcorps Saxo und der Hauskapelle ausgeführt.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Anruf an die Tischler und Berufsgenossen Berlins! Kollegen! Genossen! Jeder Einzelne tüftelt sich jetzt schon zur Feier des Pfingstfestes, ein kleines Vergnügen gönnt sich an diesen Tagen Jeder, jeder Familienvater will mit seinen Kindern in den Feiertagen einmal hinaus, um, da seiner Mühsal und Sorgen entbunden, sich mit seiner Familie an den Schätzen der Natur zu erfreuen. Kollegen! Eine Pflicht tritt vorher an Euch heran, ehe Ihr in diesem Jahre Eure Pfingstfeier beginnt. Einer Anzahl verheiratheter Kollegen die jetzt bereits 5 Wochen im Kampf und Streik liegen, wollen wir am Pfingstsonntag ein paar Mark mehr Unterstützung zahlen, als wir sonst immer geben konnten, damit auch diese an den Feiertagen etwas freundlicher blicken können. Ihr wißt wohl, Kollegen, was diese unsere Brüder geopfert haben durch ihr mühseliges Aushalten, beweist auch Ihr, daß Ihr ein Opfer bringen könnt. Um deswillen, wenn Ihr am Sonnabend Euren Lohn erhalten habt, opfert einen kleinen Theil für die streikenden Kollegen, damit ihn Eurer Delegirten am Abend nach unseren Zahlstellen bringen kann, wo unsere Kassirer von 6 Uhr Nachmittags anwesend sein werden. Gleichzeitig richten wir an die Kollegen, welche in ihren Werkstätten für die streikenden Kollegen in Königsberg gesammelt haben, die Bitte, den Betrag bis zum Sonnabend Mittag nach unserem Bureau, Kasparstr. 19, hinzubringen, da wir das einlaufende Geld am Sonnabend Nachmittags telegraphisch nach Königsberg senden wollen. Wir bemerken noch, daß uns Sammelkästen für die „Königsberger“ u. f. w. zu Gesicht gekommen sind, die nicht von uns ausgegeben waren, wir bitten daher nur auf Pfosten zu zeichnen, welche am Kopf den blauen Stempel „Kommission der Berliner Tischler“ tragen, für andere Listen übernehmen wir keine Garantie, ebenso muß jede Quittung mit unserem Stempel versehen sein, widrigenfalls wir nicht damit zu thun haben. Zentral-Lohnkommission der Berliner Tischler. J. B.: Ködel, Drankenstr. 8.

Anruf an die Schuhmacher Berlins! Kollegen! Schuhmacher! Ganz gleich, ob Fabrik- oder Handarbeiter, es handelt sich nur um die Frage, sind die Schuhmacher Berlins reich genug, um ihre Interessen würdig zu wahren? In dem Falle ist es unsere heiligste Pflicht, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln einzugreifen, um unsere Mitarbeiter zu unterstützen, wenn sie gezwungen werden, die Arbeit niederzulegen. Die Arbeiter der Waller u. Schilweg'schen Schuhfabrik liegen seit ca. 14 Tagen im Streik, bis jetzt stattgebende Unterhandlungen waren nutzlos; sollen die Arbeiter nicht unterliegen, müssen wir Mann für Mann antreten und unser Scherstein bringen, um den Ruch der Arbeiter zu säubern. Kollegen, die Feiertage sind vor der Thür und wir müssen Sorge tragen, daß mindestens das Nothwendigste in den Familien vorhanden ist; bringe ein Jeder sein Scherstein und der Sieg ist gewiß unser. Dann kann auch die Lohnkommission gestroht in die Zukunft sehen. Anfragen und Briefe sind zu senden an das Bureau der Lohnkommission der Schuhmacher Berlins, Sebastianstr. 15, Restaurant W. Gelder sind zu senden Fruchtstr. 35, bei A. Wafewitz. Die Lohnkommission der Schuhmacher Berlins.

Die Kommission der Tischler Königsbergs veröffentlicht folgenden Anruf: „An die Tischler Deutschlands! Kollegen, Arbeiter, Genossen! Vier Wochen sind vergangen und der Stand unseres Streiks ist ziemlich derselbe, obgleich es im Anfange dieser Woche schien, daß derselbe bald zu unserem Gunsten beendet sein würde. Die Innungsmeister haben eine Kommission gewählt, die uns, obgleich man uns anfangs durchaus nicht anerkennen wollte, zur Unterhandlung einlud. Die Konzessionen, die sie uns machten, waren allerdings gering, aber im Laufe der Verhandlung ließen sie sich zur Bewilligung einzelner Punkte herbei. Wir mußten unser Programm angesichts der schlechten finanziellen Verhältnisse, in denen wir uns befinden, um etwas ermäßigen, um so den Kampf schneller zu Ende zu führen. Nach vielem Hin- und Herreden wurden wir denn auch einig und war auch unsere Verammlung damit einverstanden. 39 Innungsmeister halten durch Namensunterschrift ihre Geneigtheit gezeigt, auf unsere Forderungen einzugehen. Dienstag, resp. Mittwoch, sollte der endgültige Abschluß mit diesen Meistern erfolgen und es machte sich unter den Kollegen bereits das freundliche Gefühl geltend, daß bis zu den Feiertagen der Streik der Hauptsache nach beendet sein würde. Es sollte jedoch anders kommen. Als die Kommissionmitglieder den Vertrag mit dem Vorsitzenden der Meisterkommission abschließen wollten, weigerte sich derselbe und verlangte einen Passus eingeschoben, der die Festsetzung des Minimallohnes (15 Pf.) illusorisch machen sollte. Die Befehlskommission erklärte hierauf nicht eingehen zu können, indem die Verammlung durchaus die Festsetzung des Minimallohnes verlangte. Nach ein paar Stunden schickten uns die Meister einen Brief, in welchem sie erklärten, wenn wir nicht auf den Passus eingingen, sie die Verhandlungen abbrechen müßten. Als Antwort erklärten wir die Verhandlung für abgebrochen. So ist nun die Beendigung des Streiks durch die Unerbittlichkeit eines Einzelnen hinausgeschoben. Kollegen, Arbeiter! Ihr werdet dieses Verfahren zu würdigen wissen. Laßt uns jetzt nicht im Stiche, in einem Augenblicke, wo es den Meistern schon unter den Sohlen brennt. Es ist dieses die letzte verzweifelte Anstrengung, die sie machen, um uns ihre Widerstandsfähigkeit zu zeigen, aber die Noth ist bei ihnen am größten. Galtten wir nur noch eine Weile aus, so haben wir einen glänzenden Sieg errungen. Darum Kollegen und Arbeiter, scheuet keine Opfer, sendet schnelle, schnelle Hilfe. Mit kollegialischem Gruß und Handschlag! Die Kommission

der Tischler Königsbergs. Briefe an W. Hoffmann, Ed. Hammerwerkstr. 6d. Selbstsendung an A. Ködel, Kolonnenstr. 118.

Die heutige Produktionsweise heischt immer mehr Kinder und Frauen für den Dienst in Fabrik und Werkstatt der Mittelstand verschwindet mit steigender Geschwindigkeit, proletarischen Schichten wachsen von Jahr zu Jahr in immer größerem Maßstabe, während auf der andern Seite die Mittel der Genusmittel sich immer mehr steigert. Dieser Entlohnungsprozeß befördert auch das Wachsen der Prostitution. In Berlin z. B. ist das Anwachsen der öffentlichen Prostitution ein geradezu ungeheuerliches. Man hat dort im Jahre

1859	6380	Prostituirte	1866	11 755	Prostituirte
1860	7035	„	1867	12 491	„
1861	7868	„	1868	13 610	„
1862	8732	„	1869	14 362	„
1863	9724	„	1870	15 382	„
1864	10450	„	1871	15 064	„
1865	10919	„			

Die soziale Noth, die wirtschaftlichen Krisen, die ethischen Löhne der weiblichen Arbeiter, dies sind die Ursachen der von Jahr zu Jahr steigenden Zahl der öffentlichen, die ihren Leib verkaufen.

Unwissenheit und Aberglaube, Korruption und Lüge sind das sind die Hindernisse, die eine wahrhafte Sozialreform zu weitigen muß, um einer wirklichen Kultur die Wege zu bahnen. Möge bald auch hier der Anfang zum Besseren gemacht werden.

Wie durch Handels- und Industriekrisen der Proletariat gedrückt wird, zeigt die Geschichte der norddeutschen Glasfabrikation. Als 1873 die allgemeine Panik ausbrach, eilten sich die Fabrikanten dieser Branche mit Entschiedenheit mehr und mehr die Löhne herabzusetzen. Bei den Schließungen die Löhne von 1873 bis 1879 um 30-50 Prozent betrugen u. a. die Schließung (in Kreuzern, 8. B.):

Anfang der 70er Jahre		1879	
Doppelbecher (1/2 L.)	9	4 1/2	
Lequeurbecher	5-6	2-2 1/2	
Taschenbecher	9-12	4-6	
Tintenfass	3-10	1 1/2-4 1/2	
Zeller	4-18	2-6	
Seifendosen	10	4	
Kassettin	10-12	4-4 1/2	
Unzenflaschen	14-18	4 1/2-10	
Fußboje	32	22	

Die Wirkung der Massenentlassungen war die Vermehrung industriellen Heeresarmee, deren Hände zu jedem Zweck unter jeder Bedingung zu haben waren. Wie die Unternehmer diese Lebergabe auf Gnade und Ungnade ausnutzten, dies aus der verdrängten Mittheilung hervor, daß einzelne „den um Beschäftigung ansuchenden Schleiern nur um die Bedingung Arbeit gaben, wenn sie sich verpflichteten, Bedingungen gegen andere Schleiern aus früheren Vorständen zu weise gegen Abzüge vom Lohn zu übernehmen.“ Diese Bedingung beweist, daß wir in der besten aller Welten für die Kapitalisten wohnen.

In Bielefeld hat sich „zum Besten von Fabrikarbeitern“ kürzlich ein Verein unter dem Namen „Arbeiterheim“ gebildet, Fabrikarbeitern eigene Häuser mit je 1/2 Hektar Land zu verschaffen. Man will Kapitalien zu 5 1/2 Prozent sammeln, zum Häuserbau verwenden und die Häuser an arbeitslose Arbeiter zu 4 Proz. des Bauwerthes verpachten, mit der Maßgabe, daß die Verpächter allmählich freies Eigentum der Arbeiter werden. — An sich ist gegen derartige Bedingungen gewiß nichts einzuwenden, doch muß man sich fragen, ob diese kapitalistischen Vertheilungen doch nicht zu einem, einen Stamm von an die Scholle gebundenen Proletariat zu erzeugen, die der eigenen Wohnung halber nicht emigrieren können und die an Unterwürfigkeit mehr leisten, als die gewöhnlichen Arbeiter. Auch kann man erstern nach und nach leicht an Lohn abziehen, was man in den Häusern durch Kapital angelegt hat.

Das Woll-Geschäft in Schlessien ist noch niemals so still gewesen, wie in diesem Jahre. Die Herren Großwäcker befehlten lieber, da nur noch die besseren Wollen erzielt werden, sich auf die Veredelung ihrer Schafe werfen, die Getreidepreise erhöhen. Die grobe Wolle ist nämlich nicht mehr verkäuflich, weil die Fabrikanten zu den minderen Sorten Stoffen lieber sogenannte Kunstwolle verarbeiten. Die Herren Grundbesitzer wollen sich nicht anstrengen, ihre die gebrauchten Sollaunen in den Mund stecken. Da die Dase im Pfeffer.

Literarisches.

Die Berufswahl unserer Söhne mit besonderer Rücksichtigung der gewerblichen Berufsarten von Ernst Schudirektor in Chemnitz. Geh. ar. 8. 150 M. (Verlag von A. Herold in Wittenberg.) Dieses Buch unterrichtet sich von den über Berufswahl bereits erschienenen literarischen Werken, daß es nicht allein die technisch-praktische Seite des Berufes hervorhebt, sondern der erzieherischen, pädagogischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung die gebührende Beachtung voll zu Theil werden läßt. Das Buch zeigt zunächst, was Eltern namentlich vor dem Eintritt des Sohnes in den Lebensberuf zu beachten, zu thun und zu lassen haben, die Wahl des Lebensberufes nicht eine übereilte, eine willkürliche, sondern eine sorgfältige und vorzuziehliche Eltern hier eine Fülle von Gedanken, Anregungen und Fingerzeige deren Befolgung ihnen nicht schwer wird und für die der Verfasser von Herzen dankbar sein muß. Das Buch bemüht, den rechten Maßstab zu bieten für die betreffende Beurteilung und Werthschätzung der verschiedenen Berufsarten, zugleich das Verlehrte und Verhängnisvolle der herrschenden Geringschätzung des bürgerlichen Handwerks beleuchten und die Vorurtheile gegen das Ringen der Handwerker für die Volkswirtschaft sind über 100 einzelne Berufsarten nach Wesen, Anforderungen und nach ihrem realen Erfolge besprochen. Die Frage nach dem richtigen Beruf wurde auf Grund der Resultate der Berufswahl im Jahre Reich vom 6. Juni 1882 zu beantworten versucht.

So ist das Buch gewiß geeignet, Eltern und mündigen bei der schwierigen und folgenschweren Wahl des Lebensberufes ihrer Pflege-söhne ein treuer Freund und wohlmeynender und zuverlässiger Berater zu sein. Die Sprache, die tiefe und ernste Auffassung, die prägnanten Ausführungen, die allgemein verständliche und überzeugende Stellung, die liebevolle Hingabe an die Sache und andere Tugenden des Buches, um das Buch zu einem Familienbuch das deutsche Haus, zu einem Familienfreund zu machen. Wer ferner seinem Sohne gern ein nützliches Buch geben will, der vergesse die „Berufswahl“ von Rudolph Schudirektor nicht, er wird zu seiner großen Freude erleben, mit welchem Erfolge der Knabe das Buch lesen und wieder lesen wird, ganz neue Lichtseiten über seine Zukunft entgegenzusehen. Das nicht nur der Wohlhabende, sondern auch der mittelmäßige Familienvater sich das Buch erwerben kann, ist ein Verlagsbuchhandlung bei schöner Ausstattung den Preis nur 1,50 M. festgesetzt. Es erscheint fast überall, man merke, daß die „Berufswahl“, als ein Volksbuch und Bibliothek zu empfehlen ist.

*) Die Abnahme 1870 in Folge des Festungszustandes.

Eine wichtige Geschäftsordnungsdebatte im Deutschen Reichstag.

Wir haben schon in Nr. 114, politische Uebersicht, darauf aufmerksam gemacht, daß in der Abendsitzung vom 13. Mai über eine eingehende Geschäftsordnungsdebatte verhandelt wurde, ob die Verabreichung über den Kommissionsbericht die Sonntagsarbeit betreffend, welche in der Sitzung vom 9. Mai abgebrochen wurde, noch in dieser Session zu Ende geführt werden solle. Diese Debatte ist fast von allen Reichstagsmitgliedern todtgeschwiegen worden. Da dieselbe uns besonders auch für die Arbeiter wichtig genug erscheint, werden wir sie nach dem stenographischen Bericht noch nachträglich. — Nachdem der Herr Präsident die Tagesordnung für die nächste, die letzte Sitzung vom Freitag den 3. Mai vorzulesen hatte, erhielt zunächst zur Geschäftsordnung der Abgeordnete Kayser das Wort:

Abgeordneter Kayser: Ich wiederhole den Antrag, den ich bereits am Nachmittag gestellt habe, daß auf die nächste Tagesordnung der Bericht der X. Kommission wegen Einsetzung der Sonntagsarbeit gestellt wird. Ich bitte es den Herren aus der nationalliberalen Partei, sobald sie den Antrag, daß ihre Enquete mit auf die Tagesordnung kommen soll, auch stellen wollen; sonst würde ich den Antrag nicht gestellt haben.

Ich bin aber der Meinung: nachdem wir so lange zusammen gewesen sind, nachdem der Herr Abgeordnete Dr. Windthorst erst neulich erklärt hat, daß er selbst gern ein paar Tage zugiebt, damit die Sache zur Eile gebracht kommt, daß die Sitzung am Freitag schon um 10 Uhr beginnt, können wir um 4 oder 5 Uhr Nachm. über die Sonntagsarbeit diskutieren und auch abgestimmt haben. (Zuruf rechts.) — Es braucht nicht einmal ein Galopp zu sein, Herr von Bismarck.

Präsident: Zur Geschäftsordnung hat das Wort der Herr Abgeordnete Dr. Lieber.

Abgeordneter Dr. Lieber: Meine Herren, wenn irgend welche Aussicht wäre, mit der Arbeiterschutzgesetzgebung oder mit einem Theil derselben vor dem Schluss der Session zu einem Ergebnisse zu kommen, so würde ein Zeitraum von 4 Wochen, lediglich dieser Aufgabe gewidmet, mir und meinen politischen Freunden ein gerinnes, in keiner Weise in die Waagschale fallendes Opfer sein. Nachdem aber die Verhandlungen der vorigen Sonnabendtrauig genug zur Eile erwiesen haben, daß hierauf in der laufenden Session eine Aussicht nicht zu machen wir an unserem Theil die Sache für allzu heilig, um sie abzumalen zum Gegenstande einer Debatte zu machen, um ohne sachlichen Abschluss, ohne Errungenschaften für die Beschäftigten zu Ende gebe.

Präsident: Zur Geschäftsordnung hat das Wort der Herr Abgeordnete Adermann.

Hr. Adermann: Die Herren Sozialdemokraten haben gegen die allseitig zu erkennen gegebenen Wünsche des hohen Hauses die Eile unserer Geschäfte für den heutigen Tag unmöglich gemacht. Es soll nunmehr der Schein hergestellt werden; sie beantragen, für die nächste Sitzung die Frage über die Sonntagsarbeit auf die Tagesordnung zu legen. Darunter leidet nach meiner Auffassung die Wahrheit. Es ist unmöglich, bei der jetzigen Sachlage die hochwichtige Frage noch durch die zweite und dritte Lesung zu bringen. Ja, wenn irgend welche Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden wäre, so würde ich mit Freunden noch mehrere Tage in Berlin bleiben. Diese Möglichkeit ist gänzlich ausgeschlossen, und die Sache ist zu wichtig; sie ist heilig, sie ist uns aus Herz geworden, und darum geben wir nicht zu, daß sie ohne jede Aussicht auf praktischen Erfolg noch zum Gegenstande eines großen Rumors am letzten Sitzungstage gemacht wird. (Unruhe.) Ich widerspreche diesem Antrag.

Präsident: Zur Geschäftsordnung hat das Wort der Herr Abgeordnete Dr. Duhl.

Hr. Dr. Duhl: Meine Herren, wenn der Antrag des Herrn Abgeordneten Kayser angenommen würde, würde ich es wohl als selbstverständlich betrachten, daß auch unser Antrag wieder auf die Tagesordnung käme.

Präsident: Zur Geschäftsordnung hat das Wort der Herr Abgeordnete Hasenclever.

Abgeordneter Hasenclever: Wenn ich in denselben Ton verfallen wollte, in welchen der Herr Adermann verfallen ist, dann würde das eine nette Abendsitzung werden. (Heiterkeit.) Davor will ich den deutschen Reichstag retten, indem ich einen anderen Ton anschlage. Wenn man derartige Motive einer Partei unterschiebt, wie der Herr Adermann es thut, so muß man sich gefaßt machen, daß ebensogut auch der eigenen Partei derartige unlaute Motive untergeschoben werden. Denn wie man in den Wald hineinruft, so hallt es daraus zurück. Aber ich will mich in dieser Frage, gerade weil wir uns in einer Abend-sitzung befinden, vollends maßigen. Mein Freund Kayser hat heute morgen schon beantragt, daß dieser Gegenstand heute auf die Tagesordnung von Freitag noch gesetzt werden möge. Das hat der Herr Adermann übersehen; sonst würde er wahrscheinlich solche Motive uns nicht untergeschoben haben.

Ich unterstütze selbstredend den Antrag meines Freundes Kayser und sage nur, daß Sie, die Sie fortwährend von Ihrem warmen Herzen für die Arbeiter reden, die Pflicht hätten, erst recht noch einige Tage zu opfern, um diese Arbeiterfreundlichkeit auch zu beibehalten. Sie haben jetzt genügend Nutzen erhalten durch den Polltarif, durch die Holz- und Getreidezölle; deshalb sollten Sie für die Arbeiter auch etwas thun.

Präsident: Zur Geschäftsordnung hat das Wort der Herr Abgeordnete Kayser.

Abgeordneter Kayser: Ich vermahne mich dagegen, daß der Herr Abgeordnete Adermann behauptet, daß ich zum Schein diese Sache hier beantrage. Mir ist es außerordentlich ernst damit, daß wenigstens ein Stück von der Arbeit der X. Kommission zur Eile gebracht, und ich binnte umgekehrt dem Herrn Abgeordneten Adermann den Vorwurf machen, daß seine Darstellung, wie sehr ihm die Sache ans Herz gewachsen ist, doch nicht ernst gemeint ist, daß er, weil er sich fürchtet, sich mit dem Herrn Reichskanzler in Widerspruch zu setzen, vor einer Abstimmung sich scheut. (Oh! rechts.) Meine Herren, wenn man in der Weise über Gründe von uns spricht, die uns veranlassen, uns so und so zu verhalten, so, glaube ich, findet die Auffassung, die ich dargestellt habe, noch weit mehr Berechtigung. Ich sage aber: nachdem die Session ein halbes Jahr gedauert hat, sehe ich keinen Grund, daß wir nicht zwei oder drei Tage — ich bin überzeugt, daß zwei Tage vollkommen genügen — dazu verwenden können, die Sache noch zu erledigen. Ich beziehe mich noch einmal auf den Herrn Abgeordneten Dr. Windthorst, der neulich ausdrücklich die Zustimmung gemacht hat, daß er ganz gern zwei Tage der Sache opfern wolle, und ich bin umso mehr dafür, den Antrag zu erledigen, weil wir aus der Darstellung des Herrn Reichskanzlers gehört haben, daß er sonst nicht einmal zu einer Enquete schreiten würde, wenn dieser Antrag oder der Antrag der Nationalliberalen hier nicht zur Beschlussfassung gelangt.

Darum meine ich also, daß wir diese Angelegenheit hier erledigen sollen. Meine Herren, es ist alles möglich in diesem Reichstag erledigt worden, — auf diesem Gebiete ist nichts erledigt worden, und wie Sie von rechts sich dagegen wehren können, daß wir noch zwei Tage länger zusammenbleiben sollen, kann ich nicht begreifen, nachdem Sie immer gesagt haben: wir sind ja so flehlig. Zeigen Sie das doch!

Präsident: Zur Geschäftsordnung hat das Wort der Herr Abgeordnete Dr. Windthorst.

Abgeordneter Dr. Windthorst: Meine Herren, wenn ich glaube, daß eine weitere Verhandlung zu einem gedeihlichen Schluss führt, dann würde ich es für unsere Pflicht halten, die Angelegenheit zu Ende zu bringen. Ich habe aber aus den Verhandlungen die Ueberzeugung gewonnen — und durch die gegenwärtige Haltung der Parteien bin ich darin bestätigt —, daß der Antrag der Kommission die Majorität des Hauses nicht erlangen wird. (Zurufe.) Das weiß ich genau genug; wer überhaupt ein wenig im Hause umhört, weiß, wie die Dinge laufen. (Heiterkeit.) Und da ich einen bloßen Antrag auf Enquete durchaus nicht will, weil darin die Erklärung liegen würde, die Sache sei nicht

klar, so will ich einen solchen Beschluß des Reichstages nicht herbeiführen.

Uebrigens bin ich für meine Person bereit, nicht allein am Freitag und am Sonnabend, sondern die ganze nächste Woche zu tagen und zu beraten (sehr gut! links), wenn es sich darum handeln soll, die Arbeiterfrage zu erledigen. Wenn der verehrte Herr Vorredner gesagt hat, daß der Herr Reichskanzler erklärt habe, er würde keine Enquete veranstalten, ohne einen dahin gehenden Beschluß des Hauses, so muß ich wiederholen, daß ich eine solche Erklärung des Herrn Reichskanzlers gar nicht vernommen habe. Der Herr Reichskanzler hat nur gesagt, er habe dazu Geld nöthig. Ich wiederhole: er hat das Geld in den Dispositionsfonds und jeder Abgeordnete würde eine Ueberschreitung des Etats in dieser Hinsicht unter allen Umständen billigen. Ich halte es für die heilige Pflicht des Herrn Reichskanzlers und der sämtlichen Bundesregierungen, sich in dieser Frage, wenn sie noch nicht instruit sind, vollständig zu instruire. Ich bin instruit; und ich habe die Meinung, daß wir unter allen Umständen dasjenige thun müssen, was die Kommission verlangt hat, und jedenfalls dabei nicht stehen zu bleiben haben, und daß auch den Regierungen obliegt, ferner zu erwägen und uns Vorlagen zu machen in Bezug auf die weiteren Anträge, die Freier von Heiling gestellt hat.

Das ist meine Stellung. Aber darüber täusche ich mich nicht: mit einer Diskussion, die wir jetzt eventuell haben könnten, würden wir das rechte Ziel nicht erreichen. Die ganze liberale Seite des Hauses hat sich ablehnend verhalten, und dort (nach rechts) ist der Zwiespalt.

Präsident: Es ist der Schluss der Debatte beantragt von dem Herrn Abgeordneten Dr. Horwig.

Ich bitte die Herren, welche den Antrag unterstützen wollen, sich zu erheben. (Geschlecht.)

Die Unterstützung reicht aus.

Ich bitte die Herren aufzustehen, welche jetzt die Diskussion schließen wollen. (Geschlecht.) Das ist die Majorität; die Diskussion ist geschlossen.

Zur Geschäftsordnung hat das Wort der Abgeordnete Adermann.

Hr. Adermann: Ich vermahne mich gegen die vom Herrn Abgeordneten Kayser mit untergeschobenen Motive. Die Frage über die Sonntagsarbeit wird von der Tagesordnung der Zeit nicht verschwinden, und ich werde zu meinem beschriebenen Theile dazu beitragen, daß sie ihre befriedigende Lösung findet, unbekümmert darum, wie der Herr Reichskanzler zu ihr steht. Diesmal, in dieser Session halte ich es nach meiner vollen Ueberzeugung für unmöglich, eine befriedigende Lösung herbeizuführen, und deshalb und nur deshalb erkläre ich mich gegen den Antrag des Herrn Kayser.

Präsident: Das Wort zur Geschäftsordnung hat der Herr Abg. Hasenclever.

Hr. Hasenclever: Ich möchte doch den Herrn Abg. Windthorst darauf aufmerksam machen, daß der Herr Reichskanzler ausdrücklich erklärt hat, daß ihm zwar die Mittel nicht fehlen, daß er aber viel lieber auf ein Drängen vom Reichstage die Enquete vornehmen lassen würde. Ich bin kein Gegner des nationalliberalen Antrags; aber dieser Beschluß kann nur gefaßt werden, wenn wir den Antrag der Kommission in Bezug auf die Sonntagsarbeit hier im Plenum weiter debattiren. Ich appellire also noch immer an die „Arbeiterfreundlichkeit“ der Herren Abgeordneten Adermann und Genossen, die sich allerdings mehr auf die Handwerkerfreundlichkeit zurückgezogen hat — ich appellire also an die Herren, daß sie unseren Antrag annehmen und den Gegenstand, die Sonntagsarbeit betreffend, auf die Tagesordnung vom Freitag legen.

Präsident: Das Wort zur Geschäftsordnung hat der Herr Abg. Dr. Horwig.

Hr. Dr. Horwig: Ich habe den Antrag auf Schluss der Debatte gestellt, obgleich ich wußte, daß dagegen von verschiedenen Seiten Widerspruch erhoben werden würde, weil nach einer resignirten Meinung, die ich aber nicht anerkenne, eine Geschäftsordnungsdebatte nicht geschlossen werden könne. Einen solchen Grundtag etabliren heißt: eine verkehrte Welt instituiren wollen. Davon kann keine Rede sein, daß die Auto-

Vier Tage.

Novelle von W. Garschin.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Julie Romm.

(Schluß.)

Kann ich die Erfahrung in meine Erinnerung zurückrufen, die sich meiner nach diesem schrecklichen Zufall bemächtigte? Ich lag unbeweglich mit halbgeschlossenen Augen. Der Wind schlug beständig um und wehte mir bald frische reine Luft, bald von neuem den Rauch der Verwundung zu. Mein Nachbar wurde an jenem Tage über alle Beschreibung schrecklich. Es überließ mich, wenn ich die Augen aufschlug und ihn ansah. Er hatte kein Gesicht mehr. Das Fleisch hatte sich von den Knochen losgelöst; das schreckliche, löcherne Gesicht, dieses ewige Lächeln schien mir so abscheulich, so grauhaft, wie nie zuvor, obwohl ich schon mehr als einmal einen Schädel in meiner Hand gehalten und an Köpfen präparirt hatte. Dieses uniformirte Steblett mit den blanken Knöpfen auf der Brust machte mich schauern. Das ist der Krieg, dachte ich. Das ist sein Bild.

Und die Sonne sengt und brennt nach wie vor. Meine Hände und mein Gesicht sind längst verengt; den Rest des Wassers habe ich getrunken. Der Dampf hatte mich so gequält, daß ich, obgleich ich entschlossen war, nur einen kleinen Schluck zu thun, das Ganze auf einmal trank. Ach, warum habe ich nicht die Raketen angerufen, als sie mir so nahe waren. Wären es selbst Türlen gewesen, es hätte jetzt besser um mich. Nun ja, sie hätten mich ein, zwei Stunden lang gequält. Jetzt aber, wo ich weiß, wie lange ich noch hier liegen und leiden werde. Meine Mutter, meine liebe Mutter! Du wirst Deine grauen Haare ausrauen, wirst mit dem Kopfe gegen die Wand rennen und den Tag versuchen, an dem Du mich geboren, Du wirst der ganzen Welt fluchen, die den Menschen zum Leide den Krieg ersand!

Aber Du und Mascha, Ihr werdet wohl nie um meine Qualen wissen. Lebe wohl, Mutter, lebe wohl, meine Braut, mein Lieb! Ach wie schwer, wie bitter! Das Herz wird mir so schwer.

Wieder dieses weiße Hündchen. Der Hausknecht hatte kein Erbarmen mit ihm; er stieß es mit dem Kopfe gegen die Wand und warf es in die Grube, wohin man Mist und Unrath wirft. Und es lebte doch noch, quälte sich noch einen ganzen Tag. Ich aber bin unglücklicher als das Hündchen, denn ich quäle mich viele Tage. Morgen ist der vierte Tag, dann der fünfte. . . . Tod, wo bist Du, Romm und nimm mich!

Aber der Tod kommt nicht und nimmt mich nicht. Und ich liege in der Sonne und habe keinen Tropfen Wasser, um meine entzündete Kehle zu erfrischen und die Beize vergiftet die Luft. Sie ist zerfallen. Myriaden von Wärmern kriechen aus ihr heraus. Wie sie wimmeln! Wenn sie ausgezehrt sein wird und nur die Knochen und die Uniform vor ihr zurückgeblieben sein werden, ist die Reihe an mir. Auch ich werde so aussehen.

Der Tag vergeht — und auch die Nacht. Immer dasselbe. Es wird Morgen. Immer dasselbe. Und es vergeht noch ein Tag. . . .

Das Gebälch bewegt sich und rauscht leise, als flüsterte es: Nun wirst Du sterben, wirst sterben, sterben. Wirst nichts mehr sehen, nichts mehr sehen, nichts sehen, antwortet das Gebälch auf der anderen Seite.

„Aber hier wird man sie gar nicht sehen“, tönte es laut neben mir. Ich sahre zusammen und komme plötzlich zu mir. Aus dem Gebälch sehen die guten, blauen Augen unseres Befreiten Jakow auf mich herab.

„Einen Spaten her“, schreit er. „Hier sind noch zwei, einer von den unseren und ein Türke.“

„Kein Spaten. Man soll mich nicht begraben. Ich lebe“, will ich schreien, aber nur ein schwaches Stöhnen bringt aber meine verschmachteten Lippen.

„Gott! Er scheint zu leben. Herr! Jwanoff! Heute, kommt hierher! Unser Junker lebt. Holt schnell den Arzt.“

Wenige Augenblicke später gießt man mir Wasser und noch eine andere Flüssigkeit in den Mund. Dann verschwindet Alles.

Langsam bewegt sich die Tragbahre dahin. Die sanfte, gleichmäßige Bewegung schlafert mich ein. Ich wache auf und schlafe wieder ein. Meine verbundenen Wunden

schmerzen nicht. Ein unaussprechlich wohliges Gefühl durchströmt meinen ganzen Körper. . . .

„Ha—a—alt! Tragbahre herunter! Vierte Abtheilung Sanitätskorps vor, marsch! Doch die Wahre! Nehmt, hebt auf!“

So kommandirt Peter Jwanowitsch, unser Lazareth-offizier, ein hochgewachsener, hagerer und sehr guter Mensch. Er ist so groß, daß, wenn ich die Augen nach der Seite richte, wo er steht, ich immer seinen Kopf mit dem spärlichen, langen Bart und seine Schultern sehe, obgleich vier große Soldaten die Bahre auf ihren Schultern tragen.

„Peter Jwanowitsch“, flüsterte ich. —

„Was, mein Lieber?“ —

Peter Jwanowitsch beugt sich über mich.

„Peter Jwanowitsch, was hat Ihnen der Arzt gesagt? Muß ich bald sterben?“

„Unfinn, Jwanoff. Sie werden nicht sterben. Es ist ja kein Knochen verletzt. Solch ein Glücksfall! Kein Knochen, keine Arterie verletzt. Aber wir haben Sie es nur diese dreiundeinhalb Tage ausgehalten? Was haben Sie gegessen?“

„Nichts.“

„Und getrunken?“

„Bei dem Türken die Flasche genommen. Peter Jwanowitsch, ich kann jetzt nicht mehr sprechen. Später.“

„Nun, Gott mit Ihnen, mein Lieber. Schlafen Sie nur.“ —

Und wieder schlafe ich ein und vergesse. . . .

Im Divisions-Lazareth komme ich wieder zu mir. Ueber mich gebeugt stehen Aerzte, barmherzige Schwester und ich sehe das wohlbekannte Gesicht des berühmten Petersburger Professors, der sich über meine Beine neigt. Seine Hände sind blutig. Er macht sich eine kurze Zeitlang an meinen Beinen zu schaffen und wendet sich dann zu mir.

„Nun, Sie können von Glück sagen, junger Mann. Sie werden am Leben bleiben. Ein Beinchen haben wir Ihnen freilich abnehmen müssen. Aber das ist ja nur eine Kleinigkeit. Können Sie sprechen?“

Ich kann sprechen und erzähle ihnen Alles, was hier aufgeschrieben ist.

nomie des Hauses aufgehoben werde in einer Frage, die gleich-
wichtig mit allen anderen ist.

Es handelt sich aber auch bei der Verhandlung, deren
Schluß ich beantrage, gar nicht um eine Geschäftsordnungs-
frage, sondern lediglich um die Frage der Feststellung der
nächsten Tagesordnung; und daß eine derartige Debatte
sich nicht bis über Mitternacht hinauszuwinnen braucht,
ist wohl erleuchtend. Der Abstimmung irgend jemandes
widerstehen zu wollen, hat dieser Antrag gar nicht beabsichtigt.
(Beifall)

— Aber bitte, lassen Sie mich doch die paar Worte sagen,
die ich noch zu sagen habe; ich bin in der ganzen Session
hinlänglich zurückgetreten; aber ich benutze die Gelegenheit,
ausdrücklich zu erklären, daß ich bei jedem Anlaß auf diese
Frage zurückkommen werde, weil ich es für eine Kalamität
halten möchte, wenn es nicht möglich wäre, derartige Debatten
endlich zum Abschluß zu bringen und die Hinterthür zu ver-
sammeln, die unter der Firma „Geschäftsordnungsabteilung“
die Verhandlungen ins Endlose hinschiebt. (Bravo! rechts.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete
Häcker.

Abgeordneter Häcker: Meine Herren, ich wür-
dere mich nur, daß ein Deutschreisinniger und ein
neues Hausgesetz hier vorschlagen will.

Präsident: Zur Geschäftsordnung hat das Wort der
Herr Abgeordnete Dr. Bamberg.

Herr Dr. Bamberg: Meine Herren, ich will der
Debatte, die Herr Kollege Vorwitz eröffnet hat über die Frage
der Geschäftsordnung nicht folgen; ich will nur aussprechen,
daß ich und ich glaube, die große Mehrzahl meiner politischen
Freunde mit dem Wunsch, diese Debatte hier zum Schluß zu
führen, nicht einverstanden sind. (Bravo! links.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete
Kaiser.

Herr Kaiser: Ich habe bloß dem Herrn Abgeord-
neten Mann zu erwidern, daß er der erste gewesen ist, der
Unterredungen gemacht hat, und daß er sich nicht wundern
darf, wenn er einen Stoß giebt, daß er einen Stoß
zurück erhält. Das mag er sich zur Lehre nehmen. (Bravo
bei den Sozialdemokraten.)

Präsident: Meine Herren, ich werde den Beschluß
des Hauses über die angelegte Frage herbeiführen.

Ich bitte diejenigen Herren, welche entsprechend dem An-
trage des Herrn Abgeordneten Kaiser, den Bericht der X.
Kommission, betreffend die Sonntagsruhe, und mit demselben
den Antrag des Herrn Abgeordneten Dr. Vahl auf die Tages-
ordnung der nächsten Sitzung setzen wollen, sich zu erheben.
(Geschlecht.) Das ist die Minorität; die betreffenden Gegen-
stände werden darnach nicht auf die Tagesordnung kommen.
Im Uebrigen besteht ein Widerspruch gegen die von mir
vorgeschlagene Tagesordnung nicht.

Ich schließe die Sitzung.
(Schluß der Sitzung 11 Uhr 35 Minuten Abends.)

Politische Uebersicht.

Eugen Richter gründet ein neues Blatt; dasselbe soll
täglich in Berlin erscheinen und durch billigen Preis —
Eugen hat's ja — und „gemeinverständliche“ Schreibweise sich
herausheben. — Die jetzt bestehenden Fortschrittsblätter sind
ihm noch nicht unterwürdig genug, er muß ein Blatt für sich
allein haben, in welches er die ganze Schale seiner „Unver-
frorenheit“ hineingießen kann. Wie wir nun aus zuverlässiger
Quelle erfahren, soll das neue Unternehmen vorzugsweise
gegen unser Blatt, gegen das „Berliner Volksblatt“
gerichtet sein, da Herrn Richter unsere scharfen Zurückweisungen
zu la „Auf einen großen Klotz gehört ein großer Keil“ —
ungemein verärgert haben sollen. Daraus aber mögen die
Arbeiter Berlins erleben, wie wichtig die Unterstützung
des „Berliner Volksblattes“ ist, in welchem sie in der Presse
den alleinigen Vertreter ihrer Interessen,
den alleinigen Kämpfer gegen Reaction und Manchesterthum
haben. So sind wir der festen Ueberzeugung, daß die Ar-
beiter die neue Richtersche Gründung mit Hohn und Verach-
tung zurückweisen werden und daß gerade das „Berl. Volksblatt“
dadurch erst recht aufblühen wird. Sollte übrigens Herr
Richter um einen Namen verlegen sein, den er seinem neuen
Blatte zulegen will, so schlagen wir ihm vor, dasselbe ent-
weder „Der Bullenbeißer“ oder „Der Waden-
kneifer“ zu taufen — beide sind gleich zutreffend.

Das Verwendungsgesetz, nach dem Antrag Huene
(Weisz betr. Ueberweisung von Beträgen, welche aus land-
wirthschaftlichen Böden eingehen, an die Kommunalverbände),
wird im heutigen Reichsanzeiger publizirt. Das Gesetz tritt
gleichzeitig mit dem Reichsgesetz über die Aenderung des Zoll-
tarifs in Kraft. Ulysses ist noch nicht publizirt worden.

Es lebe die Konkurrenz! Hamburg hat seit Jahren eine
nicht unerhebliche Dampfschiffahrt nach Ostasien. Bremen kann

nicht umhin, ihm — dem Zeitgeiste gemäß — Konkurrenz
zu machen; Triest findet sich dadurch nun veranlaßt, wieder
gegen Bremen aufzutreten. Der „Oesterreichische
Lloyd“ nämlich — so wird berichtet — hat sich auf Ver-
anlassung des österreichischen Handelsministeriums entschlossen,
regelmäßige Fahrten nach Hongkong, Scharghat, Yokohama
zurichten, und zwar mit 11 Knoten Geschwindigkeit per Stunde.
Konkurrenz — Spekulation — Ueberproduktion — Raub —
Kammer und Glend überall — das ist die Loosung in der
Wirtschaftsordnung.

Aus Thüringen erbält die „Volksztg.“ folgende Mitthei-
lung: In Apolda herrschte in diesem Winter eine böse Zeit;
Arbeitslosigkeit wechselte mit höchst geringem Verdienst ab.
Nunmehr ist die Arbeitslosigkeit etwas geschwunden, der geringe
Verdienst aber geblieben. Hauptächlich werden Frauen- und
Weiberhände gesucht. Der „Weiberband“ hat kein Glück mit
seinem Vorgehen gegen die fremden Händler gehabt; die letz-
teren erhalten zu den niedrigsten Preisen die Lächer, da die
Fabrikanten nicht fest zusammenhielten, weil verschiedene der
kleineren durch die Noth selbst hart bedrückt waren. Besonders
in Greiz und Umgebung sieht es mit der Kammerweberei
sehr schlecht, wenn auch im Frühjahr immer eine stille Zeit
eintritt, so war doch noch niemals eine solche Geschäftsstille
vorhanden, wie in diesem Jahre. Verschiedene mechanische
Werkereien lassen eine größere Anzahl von Stühlen stehen, weil
die Aufträge ausbleiben und die Läger so schon gefüllt sind.
Eine der ersten Firmen der Stadt allein hat vierhundert Stühle
außer Gang gesetzt, wodurch eine ordentliche Panik nicht nur
unter den Arbeitern, sondern auch in der ganzen Stadt her-
vorgezogen wurde, da ein solches Ereigniß seit langen Jahren
nicht vorgekommen ist. Wohl fanden dort geschäftstille Zeiten
statt, so klar aber ist das Geschäft im Fürstenthum seit 8 bis
10 Jahren nicht gewesen. Aber trotzdem giebt es auch in
Thüringen immer noch Leute, die vom Segen des Schutzzolls
leben, obwohl sie die Industriekrise täglich vor Augen
sehen. Die Interessenpolitik, der Egoismus verdunkelt eben
die Blicke.

Rußland.

In Petersburg ist dieser Tage wieder ein kleiner
Nihilistenprozess verhandelt worden, über den jedoch
nur unbestimmte Andeutungen in die Oeffentlichkeit drangen.
Auf der Bank der Angeklagten erschien ein junger Mann, ein
Kapitän des Gendarmekorps, der Verbindung
mit nihilistischen Kreisen beschuldigt. Der junge Offizier, der
speziell zur Vertheidigung des Kaisers (Odrana) gehörte,
hatte ein Liebesverhältnis mit einem jungen Mädchen ange-
knüpft, das eine nihilistische Emigrirte war. Augenscheinlich
war das junge Mädchen dazu bestimmt, den jungen Offizier,
der eine einflussreiche Stellung einnahm, in's nihilistische Lager
zu ziehen. Inwiefern dies gelang, weiß man nicht, jedenfalls
hatte sie ihn zu einer Nihilistenverleugung verleitet. Anstatt einen
ihm übertragenen Auftrag auszuführen, begab er sich zu seiner
Geliebten. Doch dies enthüllte sich erst viel später. Das junge
Mädchen gerieth mit anderen Nihilisten im vorigen Jahre in
die Hände der Justiz und ward nach Sibirien deportirt. Von
dort aus setzte sie unvorsichtigerweise ihren Briefwechsel mit
dem Offizier fort, auf den derartig der Verdacht gelenkt wurde.
Derselbe wurde zum Verlust des Standrechts, zur Deportation
und zu achtjähriger Zwangsarbeit verurtheilt.

Lokales.

er Es lebe der Sport! Unsere Leser wissen bereits, daß
sich in den vornehmen Kreisen der Residenz bei den Korfah-
ren in der Hofjäger-Allee jenes lebenswürdige und ungeschick-
volle Spiel einbürgert, sich nicht nur mit Blumen, sondern auch
mit jungen Tauben zu beweisen. Es ist das entschieden ein
erfreuliches Zeichen, daß wir alle Tage mehr vorwärts auf
der Bahn der Humanität, und jene feinen Damen, welche in
Ohrmachter fallen, wenn ihr Schooßhündchen Migräne hat, wer-
den und das bezeugen. Ebenso veranstaltet man jetzt so ge-
nannte Hundewettrennen, und wenn sich dabei ein paar Köler
zum Gaudium der versammelten Menge zu Schanden beigen,
so schadet das nichts, es ist eben ein Sport, und wozu wäre
der Sport da, wenn er nicht getrieben werden sollte! Doch
an diesen harmlosen Vergnügungen läßt man sich heute nicht
mehr genügen, der strebende Menschengeist sucht nach neuen
Zerstreuungen, und — er findet sie. So lesen wir in der
„Nat.-Ztg.“ von gestern Morgen einen reizenden kleinen Artikel,
den wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben.
Er lautet: „Eine reizvolle Scene bot sich am Mittwoch Abend
den Passanten in der Orgel des Liban. Ueber die, die Ka-
serne des Kaiser Franz Garde-Genadier-Regim. einschließende
hohe Mauer lehnten in zwanzigen Gruppen etwa zwanzig Of-
fiziere, die auf dem erhöhten Podium des für die Offiziere des-
virtuellen Theiles des Vorhofes Platz genommen hatten. Vor der
Mauer, auf der Straße, hatte sich die liebe Jugend der Um-
gebung in großer Zahl versammelt. Offenbar trafen sich hier

alte Bekannte, denn die Verständigung war eine rasche und
leichte. Um nichts Geringeres handelte es sich
als um ein Wettrennen, ein Handikap nach
allen Regeln der Kunst. Die kleinen Käpernicks wür-
den zuerst nach Altersklassen eingetheilt, die fünfjährigen, die
sechs-, siebenjährigen u. s. w. Den Jüngsten wurde ange-
samer Vorsprung bewilligt, die Bahn ging um das Korb-
des Libanplatzes herum, die Preise bestanden in 10 Pfennig
für den Sieger, 5 Pfennig für den Zweitbesten, 3 Pfennig für
den Dritten. Sollte das Vergnügen nicht den Charakter be-
teren Scherzes verlieren, so durfte in der That über diese Wett-
nicht hinausgegangen werden. Und mit welchem Jubel grüßte
die Durschen darauf ein, wie jauchzten die kleinen Zuschauer am
Sattelplatz der in der Nähe befindlichen Bänke und mit welchem
wirklichen Vergnügen und welchem Eifer, der auch darauf sah,
daß überall fair play waltete, folgten die Veranstalter dem Ver-
laufe. Wohl ein Duzend Mal wiederholten sich die Rennen,
dann kam das große Ereigniß des Abends, das Rennen für
die Sieger. Und jetzt schnellten die Preise auch in die Höhe.
Dem Gewinner 50 Pfennig, dem Zweitbesten 30, dem Dritten 15
Pfennig. Nun ward es Ernst. Denn 50 Pfennig, das ist ein Betrag
für den solch ein Junge glaubt einen ganzen Konditorladen
erkufen zu können. Ein Krauskopf, der sich Straupe
Strümpfe ausgezogen hatte und nun besser ausgreifen konnte,
war der vielbeweihteste Sieger. Mit derweile, als die für die
vertheilten Preise erkundeten Kuchenkübel austauschten, war
es auch unter den kleinen Mädchen lebendig und sie schäl-
ten hitzig für die Gleichberechtigung der Geschlechter,
mindestens für ein Damenrennen. Es wird das für künftige
Fälle wohl in Erwägung gezogen werden. Wir aber
haben geglaubt, ein Bild zeigen zu sollen, das sich nur in
draußen abspielen kann, wo die Großstadt ihre
läufer schon auf's Land entsendet, und des in
unzähligen und harmlosen Feindes gerade durch
Kontrast der dabei beteiligten Faktoren und die pittoreske Ein-
stellung einen überaus freundlichen Eindruck machte.“
Wir haben geglaubt, daß die „Nat.-Ztg.“ soviel Takt be-
hätte, um einen solchen Fall, wenn er wirklich vorgekommen
ist, zu verschweigen. Wir finden es nicht schön, Kinder, die
wenn sie „bar“ gehen, wie Pferde zum Wettrennen ange-
rigen. Ueber den Geschmack läßt sich belustigen nicht handeln,
aber für einen Menschen von Herz kann es schwerlich ein
voller Anblick sein, arme Kinder für einen Nadel fast zu
Nebenrennen zu sehen. Und Kinder armer Leute sind
welche am Urban wohnen, wir glauben bestimmt, daß sie
die wenigen Pfennige ihre Kräfte auf's Aeußerste anspannen
haben. Es mag ja sein, daß durch die Ausübung des Sports
dem Charakter eine gewisse schneidige Ritterlichkeit angeeignet
wird, ob aber auch dieser Sport dazu gehört — wir wissen
nicht, wir sind eben keine Sportsleute.

Eine Schweminger Kur. Der „B. B. C.“ schreibt:
kennst jene hübsche, wenn wir nicht irren, Reichliche Excellenz
von dem in seinem Fetz fast ersticken Reichen, welcher
einem Arzt Bekretung von der übermäßigen Korpulenz
und auf Anrathen des weisen Doktors Holz baden,
larren. Steine klopfen, kurz im Schwelge seines Ansehens
allerlei harte körperliche Arbeit verrichten muß. Die
Schweminger Kur scheint bei seinen Entsetzungen mitunter
dem Vorbild jenes Arztes zu verfahren, denn der Leibschmerz
des Fürsten Bismarck läßt in dem Garten hinter seiner
Königsgräberstr. 9, zur Zeit einen seiner Patienten,
zu wohlbedienten Herrn v. L., täglich Erde graben, Holz
kleinern, Unkraut jäten und andere Schwielen gebende
Arbeiten verrichten. Jeweilen hält der leuchtende, scham-
Dulder einen Augenblick inne, aber ein Blick nach dem
hinauf, wo Professor Schweminger mit ermunternden
nicken den Bögern anspornet, genügt, um Herrn v. L.
wieder zum Spaten oder zum Beil greifen zu lassen, selbst
doch die Hoffnung, das „Mägenlein“, das er sich „angewöhnt“
auf diese Weise am schnellsten wieder los zu werden.
derartige Kur würde für manchen von Fettleibigkeit geplagten
der vergeblich in den Bädern Hilfe suchte, von ungewöhnlichem
Erfolg sein.

Das jüngste Unglück eines erfahrenen Seglers
dringend auf den Erlaß einer Fahrordnung für unsere
Läufe hin. An Sonn- und Festtagen wimmelt unsere
Läufe von Böten aller Art, und Jeder macht, was er
kann. Die Dampfer pöden auf ihre Kraft und selbst in
die man kennt, überraschen sie den Vergnügungsfahrer
plötzliche Aenderungen ihres gewohnten Kurtes. Gerade
geschänt aber treiben es die Schiffer. Das Steuer
gebunden, treiben sie oft zwei nebeneinander halb quer
so daß man weder rechts noch links vorbei kann. Die
lassende Fahrordnung muß so einfach sein, daß sie auch
Sonntags-Ruderer fassen kann. Wäre also die
diesem Unwesen durch Erlaß einer solchen Fahrordnung
licht bald entgegengetreten, besonders aber die Vermittelung
Böten streng anhalten, ihre Fahrzeuge nicht an unange-

Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dug.

(Fortsetzung.)

Er begann im Zimmer auf und abzugehen, dann
blieb er vor Cordelia stehen.

Cordelia, Sorge, daß ich noch heute abreisen kann.
Brand, Lucie, Ihr sollt mich begleiten. . . Mein Freund
Strahlenau, sagen Sie, wo finde ich ihn, wo finde
ich sie?“

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Strahlenau, „die Auf-
regung thut Ihnen nicht wohl. Hören Sie erst Alles.
Die ehemalige Frieda Arnold ist aufgefunden, sie
ist aber nicht mehr Frieda Arnold, sondern Lady
Davis.“

„Ah, sie ist verheiratet?“ sagte Rodenburg enttäuscht,
indem er wieder in den Sessel sank. „Ich darf sie nicht
sehen; ich muß ihren Ruf schonen. . . Sie ist verheiratet,
sie hat mich vergessen.“

„Das will nicht sagen,“ versetzte Strahlenau. „Auch
ist sie nicht mehr verheiratet, doch war sie verheiratet,
und aus ihrer Ehe ist ein Kind hervorgegangen — eine
Tochter.“

„Freilich, ich bereise, ich muß ihren und der
Tochter Ruf schonen; Niemand darf wissen, daß ich . . .
daß sie . . .“

„O doch; sie macht kein Hehl daraus, daß sie vor der
Ehe einen Sohn gehabt, und sie ist glücklich, ihren Felix
wieder zu haben; aber doch würde ich Ihnen nicht rathe,
die Reise nach England zu machen, theils um den Ruf der
Ihren theuren Frau und deren Tochter zu schonen, theils
aber auch, weil die Reise vergebens sein würde Lady
Davis, die ehemalige Frieda Arnold, liegt auf dem Sterbe-
bett, und Felix, ihr Sohn, wird bald die traurige Aufgabe
haben, ihr die Augen zuzubringen; Sie würden sie nicht
mehr am Leben finden.“

Diese Nachricht verflüchtete die Freude des alten
Rodenburg gar sehr. Er zog sich aus dem Kreise der
Seinigen zurück, um allein zu sein mit seinen Erinne-
rungen an die ihm immer noch theure Geliebte — allein
mit seiner Trauer um sie und mit seiner Sehnsucht nach
seinem Sohne.

Der Tag verging. Am andern Morgen in aller Frühe
weckte Rodenburg seine Hausgenossen, ließ Strahlenau
rufen und auch Cordelia, und theilte ihnen mit, daß er
dennoch entschlossen sei, hinzureisen, und wenn er auch nur
käme, um noch einen Blick ihres Auges zu erfassen, um
noch einen Druck ihrer Hand zu fühlen. Es war vergebens,
ihn von diesem Entschlusse abzubringen, und die Vorbe-
reitungen zu seiner Reise wurden getroffen.

Cordelia war außer sich. Sie legte ihm an's Herz,
daß seine Kräfte ja gar nicht ausreichen würden, um die
 Strapazen der Reise zu ertragen. Strahlenau versicherte
ihm, daß nach dem Ausspruche des Arztes Lady Davis den
Tag nicht überleben würde, an welchem er abgereist sei,
daß schon, als er sie zum letzten Male gesehen, ihre
Kräfte völlig erschöpft und ihre Augen gebrochen gewesen
seien. Es war vergebens; er blieb blieb bei seinem Ent-
schlusse.

Schon hielt der vierspännige Reisewagen, der ihn bis
zur nächsten Bahnstation bringen sollte, auf der Rampe;
schon schied er sich an, von Cordelia und Strahlenau
unterstützt, sein Zimmer zu verlassen — da ertönte ein
Posthorn im Hofe.

„Was giebt's?“ fragte der alte Rodenburg verdrieß-
lich. „Doch nicht etwa Besuch?“

„Es scheint so!“ versetzte Cordelia, froh, einen Grund
gefunden zu haben, um ihrem alten Freunde von der
Reise abzurathen. „Es geht also unmöglich, daß Sie
reisen,“ sagte sie hinzu, „es würde eine Verletzung des
Gastrechts sein.“

„Ich habe Niemanden sehen wollen,“ versetzte
Rodenburg. „Wer will es mir Uebel nehmen, wenn
ich mich durch Besuch nicht abhalten lasse, abzureisen,
um diejenigen zu sehen, die mir die Theuern auf
Erden sind!“

„Jedenfalls,“ nahm hier Brand das Wort, „wird es
nötig sein, daß wir verweilen, bis wir wissen, wer der
Besuch ist.“

„Meinetwegen denn, ich will meine Ungebuld zu
zügeln versuchen und warten; das aber sage ich vorher,
daß der Gast auf meine Gesellschaft nicht rechnen
darf.“ — — —

Es war ein Extrapostwagen, welcher im laufenden

Galopp vor das Haus fuhr. Ein junger Mann kam
aus dem Wagen. Ohne dem Portier, der herausgelaufen
war, um ihm Hilfe zu leisten, Rede zu stehen, ging er
durch die Hausthür und eilte über den Korridor hin,
Jemand, der dies Gebäude genau kennt und sich auch
Hilfe der Dienerschaft zurecht zu finden weiß.
wortete keinem der Diener, welche sich ihm in den
Stellen und ihn fragten, wen sie melden dürften; er
sitz bei Seite und eilte weiter. Er hatte nach einer
Frage gehört, daß Herr Rodenburg in seinem Zimmer
— das genügte ihm.

Jetzt stand er vor Rodenburg's Zimmer; er
die Thür und blieb in derselben stehen. Rodenburg begann
zu wanken, als er des jungen Mannes ansichtig wurde,
er stieß einen unterdrückten Schrei aus und hielt sich
Strahlenau's Schulter.

„Vergebung, mein Vater!“ rief der Eintretende,
denn er vor ihm auf ein Knie sank, seine Hand ergriß
sie mit Rüssen bedeckte.

„Vergebung, Vergebung, mein Sohn!“ schluchzte
der Alte mit zitternder Stimme, indem er sich zu ihm
beugte.

Die Thränen rollten ihm in Strömen über
Wangen, während er das Haupt seines Sohnes zwischen
die Hände nahm und seine Stirn küßte.

„Steh auf, mein Sohn, komm an mein Herz!“

„O, wie habe ich diesen Augenblick ersehnt . . .“

Sie lagen einander in den Armen. Keiner der
wesenden vermochte vor Nahrung und Bewegung ein
zu sprechen. Es war ein ergreifendes Wiedersehen.
Der Alte schluchzte vor Lust und Wonne und war
müde, immer wieder das Haupt seines Sohnes zwischen
die Hände zu nehmen, ihn anzuschauen, ihn zu küssen,
ihn wieder zu umarmen, als wollte er sich überzeugen,
es keine Sinnestäuschung, daß es wirklich sein Sohn,
Felix sei.

Der Tag des Glücks in diesem Hause! Das gab
Festtag wie er seit lange, lange hier nicht gesehen
Eine solenne Tafel, die Cordelia der hohen
dieses Tages angemessen hergerichtet hatte, vereinigte
Freunde und Verwandten.

(Fortsetzung folgt.)

